Cartouche's Enkel.

Fortsetzung von

„Die Kinder des Boulevard".

Von

Paul de Kock.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig 1864.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Digitized by Google

Erstes Capitel.

Wo man steht.

Seit dem Tage, wo Herr von Germancey Severin und seine Mitschuldigen hatte festnehmen lassen, war unter den Personen, welche wir in der ersten Abtheilung unserer Geschichte kennen gelernt, nichts Bemerkenswerthes vorgegangen.

Florentine hatte ihre Tochter wieder aus der ländlichen Pflege zurück nach Paris kommen lassen. Die kleine Honorine war reizend, aber ihre Mutter war nicht gesonnen, eine schlichte Orangenhändlerin aus ihr zu machen, wie sie selbst war. Sie fand ihre Tochter mit so viel Talent begabt, daß sie sich eines Vergehens schuldig zu machen fürchtete, wenn sie diese glücklichen Naturanlagen ihres Kindes nicht durch die Erziehung ausbildete und veredelte.

In dieser Idee ward sie übrigens durch Honorinens Pathen bestärkt, welcher mit großer Liebe an der Kleinen hing und selbst erklärte, es würde ein förmliches Verbrechen sein, wenn man dieses Kind verurtheilen wollte, sein Leben auf dem Boulevard du Temple zuzubringen.

Florentine, welche sich indessen doch nicht ganz von ihrer Tochter trennen wollte, führte sie alle Morgen in eine bescheidene Pensionsschule, aus welcher sie sie Abends acht Uhr wieder abholte. Auf diese Weise hatte sie ihre Tochter

Digitized by Google

noch einen Theil des Abends bei sich. Freilich brachte dann die kleine Honorine natürlich diesen Theil des Abends auf dem Boulevard in der Nähe des Verkaufsstandes ihrer Mutter zu. Herr von Germancey fand dies nicht sehr angemessen, Florentine aber hatte darauf geantwortet:

»Wenn meine Tochter nicht zuweilen bei ihrer Mutter wäre, während diese Orangen verkauft, so würde sie sich schämen, wenn sie später erführe, daß dies mein Erwerb gewesen ist. Als Kind aber gewöhnt sie sich daran und später, wenn sie reich wird, wird sie mich deswegen nicht verachten. Sie glaubt, ihr Vater sei todt. Sie selbst, Herr Graf, haben mir gerathen, Honorine in dieser Beziehung nicht zu enttäuschen.«

»Ich rathe dies Ihnen auch selbst jetzt noch.«

»Nun, Sie sehen wohl, da sie Niemand weiter hat als mich, so muß sie wenigstens ihre Mutter lieben.«

Marie hatte noch nichts über ihren Gatten erfahren. Da sie nicht wollte, daß ihr Bruder Victor Commissionär bleibe und da sie mit ihrem Modehandel viel Geld verdiente, so hatte sie ihn mit der Aufsicht über ihr Magazin in Rouen beauftragt.

Dem jungen Manne gefiel der Aufenthalt in dieser Stadt aber nicht sonderlich. Er blieb allemal nur sehr kurze Zeit dort und beeilte sich nach Paris auf seinen lieben Boulevard du Temple zurückzukehren und die neuen Stücke zu sehen, welche im Ambigu-Comique und in der Gaîté gegeben wurden.

Was die »neuen Troubadours« betraf, so existirten sie im Jahre 1807 nicht mehr, denn die Behörde hatte das ehemalige kleine Theater der Delassements ebenso wie

Digitized by Google

mehrere andere Theater schließen lassen. Aus welchem Grunde dies geschehen war, hat man niemals erfahren.

Victor vergaß aber in seinem Glück seinen alten Freund Beaulard durchaus nicht. Dieser war seinen Wachsfiguren treu geblieben und schrie immer noch: »Hier, meine Herrschaften, sehen Sie« u. s. w. u. s. w. Vergebens bemühte sich Victor, ihn zu bewegen, einen andern Erwerb zu ergreifen und ihm ehrgeizige Ideen beizubringen. Es war verlorne Mühe. Beaulard, welcher mager, blaß, schlank und klein blieb, sagte zu dem ehemaligen Commissionär:

»Warum willst Du, daß ich mich um eine andere Stellung bemühe? Ich befinde mich in meiner zeitherigen ja ganz glücklich. Der Boulevard du Temple ist mein Vaterland. Wo sollte ich einen heiterern, amüsanterern und unterhaltenderen Platz finden als diesen, der sich obendrein seit Kurzem durch ein neues Gebäude verschönt hat? Das vormalige Theater Gaîté existirt nicht mehr. Anstatt jenes langen schmalen armseligen Hauses hat der neue Director, Herr Bourguignon, Schwiegersohn des seligen Nicolet, ein schönes bequemes, elegantes und geräumiges Haus bauen lassen. Ich kam eines Abends hinein, als das Stück beinahe aus war. Ich war förmlich geblendet und übrigens besitzt unser Boulevard auch zwei neue Künstler unter freiem Himmel, Bobêche und Herrn Galimafré. Dieselben haben den Vater Rousseau ersetzt und zwar mit vielem Erfolg. Vater Rousseau war ein drolliger Kauz, er paßte für plumpe Possen, diese Leute aber sind feiner und geistreicher. Bobêche ist ein echter, geborner Komiker. Man muß über ihn lachen, ohne daß er sich Mühe zu geben, oder viel Geberden zu machen braucht. Mit seiner gelben Jacke, seinen rothen

Digitized by Google

Beinkleidern und seinem kleinen dreieckigen Hut, an welchem er hinten einen Schmetterling angesteckt hat, braucht er nur den Mund aufzuthun, um Heiterkeit hervorzurufen, und sein gutmüthiges, frisches und munteres Gesicht macht einem sofort Lust, ihn anzuhören. Ich habe von sehr feinen Herren, die oft hierherkommen, sagen hören, wenn er zum Theater gehen wollte, so würde er ein ganz vortrefflicher Schauspieler sein. Herr Korsse hat ihn engagiren und in seine Truppe des Ambigu Comique aufnehmen wollen, Bobèche hat sich aber geweigert und gesagt, zum Spielen im Freien tauge er wohl, in einem geschlossenen Raume aber werde er vielleicht seine Sache ganz schlecht machen. Das nenne ich Bescheidenheit.«

Victor bestand nicht weiter auf seinen Bemühungen, sondern begnügte sich, für seinen alten Cameraden zuweilen ein Glas Bier und etwas Aufgewärmtes zu bezahlen, was für den armen Victor eben so viel war, als wenn er im »blauen Zifferblatt« gespeist hätte. Dann ging Victor allein in die Gaîté, um hier die »Cisterne« von dem schon berühmten Guilbert von Pixérécourt, im Ambigu Comique den »Wald bei Hermannstadt« von dem nicht weniger berühmten Ceigniez anzusehen. Diese beiden Autoren waren im Jahre 1809, 10, 11 und 12 das, was in unserer Zeit die Herren Ennery und Anicet Bourgeois sind. Es beweist dies, daß jede Zeit ihre bevorrechteten oder in Aufnahme befindlichen, oder wenn man lieber will, ihre glücklichen Autoren hat, was Alles auf Eins hinausläuft.

Der Chevalier von Merillac fuhr fort Madame Roberval den Hof zu machen. Wahrscheinlich geschah dies indessen nicht mehr so eifrig wie früher. Es gibt gar so viele

Digitized by Google

Manieren, den Hof zu machen. Die beste ist aber die, wo man fortwährend freundschaftliche Beziehungen zu den Personen unterhält, mit welchen man auf vertrautem Fuße gestanden hat.

Herr Roberval fuhr fort Reichthum zu erwerben, während er seiner Gattin freistellte, zu thun, was sie Lust hatte. Er war ganz so geworden, wie es sein mußte. Er fuhr fort oft zu reisen und wenn er dann wieder zurückkam, verfehlte er nicht, in sein Landhaus in Ville Avray sich einzuschließen, wo er sich den Blicken Aller entzog und nur selten Besuch empfing, ausgenommen um hier jene glänzenden Feste zu geben, welche ganz Paris herbeilockten und eine Woche lang Stoff zu den Conversationen der Salons lieferten.

So war das Jahr 1813 herangekommen und eben gegen Ende dieses Jahres hatte der Graf von Germancey in den Journalen jenen Artikel gelesen, welcher meldete, daß zwei Sträflinge aus dem Bagno von Toulon entsprungen und daß diese beiden Verbrecher gerade die waren, welche er früher einmal dem Arme der Gerechtigkeit überliefert, nämlich Severin und der Frosch.

Dieser Zeitungsartikel hatte natürlich einen sehr lebhaften Eindruck auf den Grafen gemacht. Dieser fürchtete sofort das größte Unglück für Florentine und ihre Tochter. Er berechnete das Unheil, welches dieser Mensch, der jetzt in der ganzen Kraft der Jahre stehen mußte, ihnen noch zufügen konnte. Severin mußte jetzt acht oder neununddreißig Jahre zählen, und es geschieht selten, daß ein Mann, dessen Neigungen lasterhaft sind, sich in diesen Jahren schon bessert.

Indessen das Jahr 1813 ist vergangen und auch das

Digitized by Google

nächstfolgende, ohne daß das friedliche Leben Florentinens und ihrer Tochter durch irgend etwas beunruhigt worden wäre. Der Boulevard du Temple zieht immer noch die schaulustige Menge durch seine Melodramen an, die jetzt aber nur noch drei Acte haben und noch nicht wagen, sich mit dem Namen Drama zu schmücken, womit man gegenwärtig ein Gemisch von Schauspiel und Musik bezeichnet.

Warum hat man den Namen gewechselt, da die Sache doch dieselbe geblieben ist? Ich will auf diese Frage antworten, was ich vermuthe: weil das Wort Drama nobler klingt. Das ist wohl auch möglich, jedenfalls aber weniger richtig.

Tautin, Marty, die Damen Adele Dupuis und Hugens strahlen noch in ihrem Glanze. Die »Ruinen von Babylon«, das »Kind der Liebe« machen ein Glück, welches alle Theaterfreunde nach dem Boulevard du Temple lockt, selbst diejenigen, welche über die Melodramen spotten und dieses Genre verhöhnen.

Es ist aber einmal so Gebrauch, daß man den Dingen nachgeht, über welche man spottet. Wie viele Männer habe ich gekannt, welche thaten, als ob sie keine Grisette leiden könnten, obschon sie gern eine zum Liebchen gehabt hätten.

Wenn aber auch den Personen unserer Geschichte nichts Interessantes begegnet ist, so sind doch in Frankreich gewaltige Ereignisse geschehen. Wozu sollte ich jedoch dieselben erzählen? Der Leser kennt sie ebensogut als ich und übrigens hab' ich mich niemals gern mit Politik beschäftigt. Mein Gott, die Politik! Welch ein ewiger Zankapfel ist diese, wenn man sich einfallen läßt, sie aufs Tapet zu bringen. Und wie amüsant sind die Journale, welche von Politik sprechen, nicht wahr? Was sie wollen, das wollen sie, sie fra-

Digitized by Google

gen nicht, ob dies auch deine Meinung ist. Es ist die ihrige, dies genügt, und es muß folglich auch die deinige sein, denn merke wohl, diese Herren, welche unaufhörlich die Freiheit predigen, lassen dir doch keine und wenn du nicht gerade so denkst wie sie, so bist du nicht werth, an den Galgen zu kommen. Ach, diese Politiker! Mögen sie meinetwegen ihren Kohl auftischen, ich lese ihn ganz gewiß nicht.

Man weiß also, daß im Jahre 1814 der Feind in Frankreich eindrang. Es ist sehr traurig, den Feind im Vaterlande zu sehen. Ich habe ihn gesehen, lieber Leser; möge Dir nie ein ähnlicher Anblick beschieden sein.

Man weiß, daß die Bourbons nach Frankreich zurückkehrten, daß Ludwig der Achtzehnte König ward. Man weiß, daß der Kaiser Napoleon 1815 von der Insel Elba zurückkam, seinen Platz auf dem Thron wieder einnahm, und daß Ludwig der Achtzehnte nach Gent floh. Der Kaiser ward verrathen und besiegt und man transportirte ihn nach St. Helena, während Seine Majestät, Ludwig der Achtzehnte, wiederum auf dem schönen Throne Frankreichs Platz nahm.

Da Du dies alles weißt, lieber Leser, so brauche ich es Dir nicht zu erzählen.

Wir sind somit bei dem Jahre 1816 angelangt. Der Graf von Germancey hat einen großen Theil seiner Güter zurückerhalten und der Chevalier von Merillac hat seinen kleinen Antheil an der Milliarde bekommen, welche König Ludwig der Achtzehnte die Gnade gehabt hat, denen seiner Diener, welchen die Revolution am grausamsten mitgespielt, als Entschädigung zu bewilligen.

Es folgt hieraus, daß zwei von unsern Personen in

Digitized by Google

eine ganz andere Stellung gekommen sind. Der Graf von Germancey bezieht wieder dreißigtausend Francs Renten und Herr von Merillac beinahe eben so viel.

Wird das auch ihren Charakter ändern? Ich glaube es nicht, denn erstens waren diese Herren schon früher an den Reichthum gewöhnt, und zweitens sind sie keine Dummköpfe. Nur Dummköpfe kann der Reichthum ändern — freilich ist leider daran kein Mangel.

Zweites Capitel.

Der Bankier Rigoulotini.

Ein Regierungswechsel führt allemal eine große Anzahl Fremde in ein Land, so daß man viel neue Gesichter sieht.

In einer Stadt wie Paris macht sich ein solcher Umsturz ganz besonders bemerkbar.

Die Salons sind nicht mehr dieselben. Man sieht darin eine Menge neue Gesichter und oft sucht man die, welchen man am liebsten begegnen möchte, vergebens.

Die Einen haben ihren Posten, ihr Vermögen, ihre Stellung eingebüßt und können nicht mehr denselben Rang in der Welt behaupten.

Die Anderen fliehen die Gesellschaft, um nicht die Schadenfreude der Leute zu sehen, welche sie verabscheuen, oder um sich nicht das hochmüthige Benehmen von Personen gefallen zu lassen, die sie nicht kennen.

Unter diese Menge sich so nennender vornehmer Per-

Digitized by Google

sönlichkeiten, welche aus allen Ländern herbeiströmen, schleichen sich stets Intriguanten ein, deren eigentliches Handwerk ist, Andere hinter's Licht zu führen und sich auf ihre Kosten zu bereichern.

Diese Leute studiren den günstigen Augenblick, wo sie auf der Bühne erscheinen, und bewegen sich hier mit so viel Sicherheit, Takt und Dreistigkeit, daß man einer großen Erfahrung bedarf, um sich nicht durch schöne Redensarten und liebenswürdige Manieren ködern zu lassen.

Die Emporkömmlinge der Republik waren jetzt weniger anmaßend und unverschämt. Sie affectirten jetzt feine Manieren und einige versuchten sogar, sich für wieder in den Besitz ihrer Güter gelangte Emigrirte auszugeben; aber nur Thoren ließen sich dadurch täuschen, die ja ohnehin den Reichthum stets anbeten, mag der Ursprung desselben sein, welcher er wolle.

Kurz, die eleganten Manieren des Hofes wurden durch viele kürzlich Reichgewordene nachgeäfft. Den guten Ton aber und ein distinguirtes Benehmen erlangt man nicht mit den Thalern zugleich. Wenn man schon in reifern Jahren steht, so kann man seine Erziehung nicht noch einmal beginnen und wer mit dreißig Jahren noch Sprachfehler macht, der wird deren sein ganzes Leben lang machen, es müßte denn sein, daß er sich entschlösse, den Mund gar nicht aufzuthun.

Der Millionär Rigoulot freute sich sehr, Fräulein von Hautefutaie geheiratet zu haben. Dank seiner Gattin, welche von altem Adel war, empfing er in seinem Salon sehr feine Leute, welche zu Gunsten der vortrefflichen Diners, welche der Bankier gab, in Bezug auf den Ursprung

Digitized by Google

seines Reichthums gern ein Auge zudrückten und seiner Gemalin ihre Huldigungen darbrachten.

Madame Rigoulot, früher Fräulein von Hautefutaie, führte ihr Haus auf großem Fuße. Sie hatte ihren Empfangstag und außerdem gab sie Bälle, Concerte, literarische Matinéen u. s. w. Vor der Welt nannte sie ihren Gatten Rigoulotini und sprach die beiden letzten Sylben so schleppend aus, daß man diesen neuen Namen gewiß nicht wieder vergaß.

Nach Verlauf einiger Zeit und da der Name Rigoulotini weit besser in's Ohr klang als der sehr prosaische und durchaus nicht distinguirte Rigoulot, ward der Bankier in einen Italiener umgetauft, was ihm in den Augen der Leute, welche die Ausländer lieben, nothwendig ein bedeutendes Gewicht geben mußte.

Madame Rigoulotini hatte natürlich aus ihrem Salon eine große Anzahl der ehemaligen Freunde ihres Mannes verwiesen, weil ihre plebejische Sprache und Manieren nicht mehr zu der Gesellschaft paßten, die sie jetzt empfing, und Herr Mouchenez, der, wie man sich erinnern wird, ein schauderhaftes Französisch sprach, war einer der Ersten gewesen, die Herr Rigoulotini auf Bitten seiner Gemalin nicht mehr einlud.

Anfangs freilich war diese Bitte von dem Millionär sehr übel aufgenommen worden und er hatte zu seiner Frau gesagt:

»Wie, Madame, Sie verlangen, daß ich Mouchenez die Thür weise — einem alten Freund, einem Cameraden, einem guten, ehrlichen Kauz? Denn er hat wirklich ein vortreffliches Herz, dieser Mouchenez.«

Digitized by Google

»Mein Herr, ich bestreite durchaus nicht die guten Eigenschaften Ihres Herrn Mouchenez. Er ist ein sehr verständiger Mann, das gebe ich gern zu, aber sein Ton ist der schlechteste, den man sich denken kann. Er kann nicht drei Worte sprechen, ohne Sprachfehler zu machen und macht dieselben mit der größten Dreistigkeit und schreit, daß man taub werden möchte. Mit einem Worte, er ist ein Mensch, den man in einem Salon unmöglich empfangen kann. Ich verlange nicht, daß Sie ihn gehen heißen, aber geben Sie ihm wenigstens zu verstehen, daß wir keine Gesellschaft mehr empfangen, daß wir aufs Land gehen, oder was Sie sonst wollen. Empfangen Sie ihn in Ihrem Cabinet, wenn Sie allein sind, aber in meiner Gesellschaft niemals. Ich will es nicht und ich dächte, mein Wille müßte Ihnen genügen.«

Diese Dame hatte in der That ihren Gatten daran gewöhnt, sich vor ihrem Willen zu beugen. Er verneigt sich daher zum Zeichen des Gehorsams; im Laufe desselben Tages aber, als er aus seinem Haus heraustritt, begegnet er Mouchenez, der eben hinein will.

Der Millionär vertritt seinem Freunde den Weg und sagt zu ihm.

»Geh nicht hinein; Du siehst ja, daß ich ausgehe.«

»Ach Du bist es, Krösus! Beinahe hätte ich Dir die Nase eingestoßen und das hätte mir sehr leid thun sollen, denn wir sind ja mit einander wie Wein und Brod — zwei alte treue Freunde; deine Frau freilich kommt mir immer vor wie eine Pfeffergurke — ha! ha! ha! — kein schlechter Witz das! — nicht wahr? — Aber Du lachst ja nicht — wie kommt es, daß Du nicht lachst, Barabas?«

Digitized by Google

Rigoulot kratzte sich die Nase und fühlte sich sehr verlegen. Endlich sagt er:

»Wo wolltest Du denn hin?«

»Wo ich hinwollte? Rede doch nicht so einfältig! Zu wem wollte ich denn als zu Dir? Komm, geh wieder mit hinein. Ich habe Appetit zu einem Glas Wein.«

»Nein, umkehren kann ich nicht. Ich habe zu thun. Ich muß sogleich in die Champs Elysées zu dem Marquis von Blouminet, einem Freund meiner Frau, der mir die Ehre erzeigt, Geld von mir zu leihen. Ich will ihn nicht warten lassen.«

»Nun, dann gehe ich mit zu deinem Marquis, der Dir diese Ehre erzeigt. Dann kehren wir mit einander zurück und ich speise mit bei Dir. Ich lade mich ohne weitere Umstände selbst ein, um so mehr, als wir heute Donnerstag haben, wo in der Regel bei Dir viel los ist. Donnerstags hast Du allemal Gäste, und wo für zehn genug ist, da ist auch für eilf genug. Meinst Du nicht auch?«

»Nein, so meine ich nicht,« antwortet Rigoulot, die Augen niederschlagend. »Du wirst nicht mehr bei mir speisen, wir empfangen jetzt nicht mehr.«

»Ihr empfangt nicht mehr? — Seit wann denn?«

»Seit heute. Meine Frau will nicht mehr.«

»Ihr empfangt eure großschnäuzige Gesellschaft nicht mehr? Nun, das ist mir gerade recht. Ich sehe es viel lieber, wenn wir so unter uns sind. Man ist dann weit ungenirter. Ich habe oft dumme Kerls bei Dir getroffen, die allemal lachen, wenn ich spreche; nicht als ob ich mir viel daraus machte, aber einmal könnte mir doch der Wurm über die Leber laufen und dann würde es Ohrfeigen setzen

Digitized by Google

rechts und links. Deshalb ist es mir lieber, wenn wir unter uns speisen.«

»Mouchenez, es thut mir leid, aber ich kann Dich nicht mehr zu Tische bitten. Ich will Dir auch gerade heraus sagen, warum. Meiner Frau gefällt deine Gesellschaft nicht. Sie behauptet, Du drückteſt Dich zu roh und fehlerhaft aus.«

»So. Was meint denn deine Prinzessin damit? Du weiſeſt mir alſo die Thür — mir, einem alten Freunde, der mit Dir von der Pike auf gedient hat? Allerdings habe ich es nicht ſo weit gebracht wie Du, aber Gott ſei Dank, ich befinde mich auch wohl, und wenn ich mit bei Dir ſpeiſen will, ſo liegt der Grund nicht etwa darin, daß ich zu Hauſe nichts zu eſſen hätte, verſtehſt Du mich?«

»Mein Gott, das weiß ich recht wohl. Ich bin auch noch immer dein Freund, ich weiſe Dir nicht die Thür; ich ſage Dir blos, daß meine Frau deine Geſellſchaft nicht liebt. Erſtens nennſt Du mich niemals anders als ſchlechtweg Rigoulot anſtatt Rigoulotini, wie mein Name jetzt lautet.«

»Ach, dummes Zeug! Du heißeſt Rigoulot, das werde ich wohl noch wiſſen. Dieſes ini iſt ein Zuſatz von deiner Frau, welche Dich für einen Italiener ausgeben möchte, während Du doch ſtolz darauf ſein ſollteſt, ein Franzoſe zu ſein. Sie weiſt deinen alten Freunden die Thür, ſie verbietet Dir, ſie zu empfangen; das iſt wirklich nicht übel von ihr. Es wird nicht lange dauern, ſo verbietet ſie Dir zu ſagen, daß Du ihr Mann biſt.«

»Mouchenez, Du liebſt meine Frau nicht, das finde ich ſehr begreiflich; ſie iſt auch nicht freundlich gegen Dich, und Du büßeſt alſo nicht viel ein, wenn Du nicht in ihre

Digitized by Google

Gesellschaft kommst. Besuche mich, wenn ich allein bin; komm in mein Cabinet, ich werde Dich stets mit Vergnügen empfangen und ein gutes Glas Wein mit Dir trinken.«

»Ich danke schön. In der That, Du thust mir leid.«

»Mouchenez!«

»Ja, Du thust mir leid, denn mit allen deinen Millionen bist Du doch ein erbärmlicher Kerl. Ein Mann, der sich von seiner Frau regieren läßt, ist ein Esel — man verachtet ihn und man hat Recht. Du hast eine Adelige geheiratet und dies war gleich von vorneherein unklug gehandelt, indessen, da deine Mittel es erlauben, Dir diese Grille zu gestatten, so mußtest Du wenigstens deiner Frau ihren gebührenden Platz anzuweisen und Herr in deinem Hause zu bleiben verstehen. Statt dessen verhunzest Du aber deinen Namen, weisest deinem alten Freunde die Thür und willst die vornehmen Herren nachäffen — Du bist ein Dummkopf.«

»Herr Mouchenez!«

»Ja, ein Dummkopf! O, meinetwegen nimm es übel. Ich sage, was ich denke, und über kurz oder lang wirst Du schon bereuen, deine Prinzessin geheiratet zu haben. Dies sage ich Dir im Voraus, und es geschieht Dir ganz recht, denn Du hast es verdient. Leben Sie wohl, Herr Ini; wir sind fertig mit einander.«

Mit diesen Worten verließ Mouchenez seinen ehemaligen Freund und der Millionär kehrte traurig und niedergeschlagen in seine Wohnung zurück, denn er fühlte wohl, daß in dem, was Mouchenez gesagt, viel Wahres lag, und die Wahrheit trifft immer den richtigen Fleck, mag man auch thun, was man wolle, um ihr auszuweichen.

Digitized by Google

Seitdem der Graf von Germancey wieder reich geworden, ist seine Sorge gewesen, sich zu Florentinen zu begeben und ihr zu sagen:

»Mein liebes Kind, meine Stellung hat sich geändert; das Schicksal hat aufgehört mir feindselig zu sein. Allerdings gibt es mir nicht die theuren Wesen zurück, die ich verloren; indem es mich aber wieder in den Besitz eines Theils meines Vermögens setzt, gestattet es mir endlich, wenn auch nicht mich der ganzen Verbindlichkeit zu entledigen, die ich Ihrer armen Mutter schulde — denn es gibt Dienste, die man niemals vergelten kann — wohl aber wenigstens ihrer Tochter zu beweisen, daß ich nicht undankbar bin. Ihre Tochter ist meine Pathe und deshalb bin ich ihr nicht blos Neigung und Anhänglichkeit schuldig, sondern auch einen Schutz, dessen Wirkungen sie schon von jetzt an empfinden soll. Sie steht jetzt in ihrem vierzehnten Jahre, sie ist liebenswürdig, sie besitzt schon die Schönheit der Mutter und vereinigt damit die kindliche Anmuth ihres Alters. Ich will aber, daß für ihre Erziehung noch mehr geschehe, als bisher. Sie besitzt Talente; ich will, daß dieselben ausgebildet werden. Erlauben Sie mir daher, sie in ein Pensionat zu bringen, wo, indem man ihren Geist bildet, man sich auch mit ihrem Herzen beschäftigen wird, wo man nicht blos suchen wird, sie in der Welt glänzen zu lassen, sondern wo man sie vor allen Dingen lehren wird, ihre Mutter nicht zu verachten. Ich habe keine Kinder. Ich fange an zu glauben, daß ich die Kinder meines Bruders niemals ausfindig machen werde und folglich werde ich Ihrer Tochter, meiner Pathe, einmal mein ganzes Vermögen hinterlassen. Bis dahin aber und von diesem Augenblick an

Digitized by Google

ſichere ich ihr ſechstauſend Francs Renten. O, weiſen Sie mein Anerbieten nicht zurück. Sie haben nicht das Recht dazu. Ein Taufpathe iſt ein zweiter Vater und mit dieſem Rechte will ich meine kleine Honorine gegen Mangel ſicherſtellen. Was Sie betrifft, liebes Kind, ſo habe ich allerdings keine Vorſchriften zu machen, wenn Sie aber meinem Rath folgen wollen, ſo geben Sie einen Erwerb auf, der Sie anſtrengt und den Sie nicht mehr auszuüben brauchen. Ihre gute Mutter hatte Ihnen ſo viel hinterlaſſen, daß Sie leben konnten, Sie wollten aber immer noch mehr Geld verdienen, um die Zukunft Ihrer Tochter zu ſichern; jetzt iſt dies meine Sorge und da Sie ſonach in Bezug auf Honorinens Schickſal Beruhigung faſſen können, ſo ſollte ich meinen, Sie könnten ſich auch ſelbſt ein wenig Ruhe gönnen.«

Florentine wollte anfangs die Wohlthaten des Grafen ablehnen, er beſtand aber darauf und ſeine Eigenſchaft als Pathe gab ihm das Recht dazu.

Uebrigens fühlte Florentine ſich auch im Grunde ihres Herzens überaus glücklich bei dem Gedanken, daß ihre Tochter eine höhere Ausbildung erhalten ſollte, und warum ſollte ſie ſich weigern, eine Perſon aus ihr zu machen, die würdig war, in der Welt aufzutreten, da ja das Vermögen, welches ſie erwartete, ihr die Möglichkeit gewähren mußte, dieſen Platz auch zu behaupten.

Der Graf von Germancey hatte ſeiner Mitgevatterin, Mademoiſelle Turlure, ebenfalls ein namhaftes Geſchenk gemacht. Dieſe aber, die ſtets leichtſinnig zu Werke ging, hatte den Erlös für das Geſchenk, welches ſie unverweilt zu Gelde gemacht, in Theaterbillets verthan.

Digitized by Google

So wie die dicke Blondine älter ward, fühlte sie ihre Leidenschaft für das Theater immer höher steigen. Sie ließ sich von Bourſiquet gedruckte Melodramen kaufen, lernte die Rollen der unſchuldigen verfolgten Prinzeſſinnen auswendig und ihr höchſtes Ziel war jetzt, im Ambigu oder in der Gaîté einmal aufzutreten.

Man kann ſich denken, daß ſie unter dieſen dramatiſchen Studien ſich um ihre kleine Pathe ſehr wenig bekümmerte. Wenn ſie jedoch Honorine anſah, ſo rief ſie:

»Deine Tochter iſt wirklich außerordentlich hübſch, Florentine. Auf dem Theater müßte ſie famoſen Effect machen.«

Florentine hatte aber keine Luſt, ihre Tochter Schauſpielerin werden zu laſſen.

Honorine war ſchon ſo hübſch, ſie verrieth ſo viel Geiſt und Witz, es lag ſo viel Anmuth in ihrer Perſon, ſo viel Reiz in ihren Zügen, in ihrem Blicke, in ihrer Stimme, daß Jedermann ſie liebte, und wie hätte ihre Mutter nicht ſtolz auf ſie ſein ſollen, da ſie ſah, daß Jedermann ſie bewunderte.

Florentine befolgte demgemäß den Rath, den ihr der Graf von Germancey gegeben. Sie gab ihren Orangenhandel auf, verließ den Platz, den ſie ſo lange auf dem Boulevard du Temple eingenommen und wo ſie nun Turlure eben ſo wie die Ronflard zurückließ.

Von nun an beſuchte ſie ihre Tochter in dem Penſionate, in welches der Graf ſie gebracht hatte, faſt täglich.

Wohl ſeufzte ſie, wenn ſie dann allein nach Hauſe zurückkehren und ihre Tochter in der Penſion laſſen mußte. Honorine war aber gegen ihre Mutter ſo zärtlich und lie-

Digitized by Google

benswürdig, sie lernte alles, was man sie lehrte, so gut und sie gewann so feine, distinguirte Manieren, daß Florentine dadurch getröstet ward und beim Abschiede allemal zu sich selbst sagte:

»An meiner Orangenbude hätte sie freilich nicht so sprechen gelernt.«

Wenn der Graf ihr Complimente über seine Pathe machte, rief sie zuweilen:

»Ach ja, sie ist sehr hübsch, sehr liebenswürdig! Ach, wenn ihr Vater sie sähe, glauben Sie nicht, daß er sie auch lieben, daß er auch stolz auf sie sein würde?«

Der Graf von Germancey runzelte dann allemal die Stirn, wendete die Augen ab und begnügte sich in leisem Tone zu antworten:

»Vergessen Sie, vergessen Sie diesen Mann; Sie werden ihn niemals wiedersehen.«

Und bei sich selbst setzte er hinzu:

»Hoffen wir es wenigstens.«

Drittes Capitel.

Ein Blitz in der Nacht.

Es war zu Anfang des Winters im Jahre 1817. Die Vergnügungen waren auf der Tages- oder vielmehr auf der Nachtordnung. In den Salons von Paris gab es nichts als Feste, Bälle, Diners und Concerte.

Unter den Häusern, welche im Rufe standen, die flottesten zu sein und in welchen das Ceremoniel nicht sehr

Digitized by Google

ſtreng beobachtet ward, nannte man das des Herrn Roberval, des Börſenſpeculanten und glücklichen Geſchäftsmannes.

Man fand in ſeinem Salon gerade wie im Jahre 1804 ein wenig von Allem: Künſtler, Schriftſteller, Kaufleute, Finanzmänner, Unternehmer, Militärs, Fremde und zuweilen auch Grafen und Marquis. Dieſe bildeten aber nicht die Mehrzahl, denn die Geſellſchaft, welche ſich bei Herrn Roberval verſammelte, war für die Herren von altem Adel ein wenig zu gemiſcht.

Madame Roberval machte die Honneurs ihres Hauſes mit unendlicher Anmuth.

Durch die lange Uebung hatte ſie jene Ungezwungenheit und Leutſeligkeit erlangt, welche man an der Dame vom Hauſe gern wahrnimmt.

Eulalia — ſo hieß ſie mit ihrem Vornamen — ſtand nicht mehr in der erſten Jugend. Sie war in die Vierzig hinein, vielleicht ſchon ziemlich wieder hinaus, dies hielt ſie aber nicht ab, noch ſehr hübſch zu ſein und, wenn ſie ſonſt gewollt hätte, das Regiſter ihrer Eroberungen noch um neue zu vermehren.

Man kann ſich leicht denken, daß ſie, wenn auch alt geworden, doch nicht aufgehört hatte kokett zu ſein.

Dies wäre übrigens auch ein großer Fehler geweſen, denn die Koketterie iſt bei den Frauen mehr eine Tugend als ein Gebrechen. Dürfen wir ſie wohl wegen der Mühe tadeln, die ſie ſich geben, um uns zu gefallen? Wenn ihnen dies auch nicht immer gelingt, ſo müſſen wir ihnen doch ſchon für die Abſicht Dank wiſſen, und wenn ſie älter werden, ſo haben ſie um ſo mehr Grund, ihre Koketterie zu verdoppeln, um den ſo furchtbaren Feind, welcher die Zeit

Digitized by Google

heißt, zu bekämpfen oder wenigstens in Respect zu halten zu suchen.

Eine reiche und kokette Dame muß ihre Toiletten in den schönsten Magazinen von Paris kaufen.

Madame Roberval tritt eines Tages in einen neuen Modeladen, welcher kürzlich in der Chaussée d'Antin eröffnet worden und der schon viel Zulauf hat.

Dieses Magazin war von Marie, Victors Schwester, gegründet, welche das, welches sie zeither in Rouen besessen, verkauft hatte, um sich ausschließlich in Paris zu etabliren.

Madame Roberval steht im Begriff, einen Hut, der ihr gefällt, aufzuprobiren, als die Herrin des Magazins sie ansieht und einen Ruf der Ueberraschung ausstößt.

Die neue Kunde thut ihrerseits dasselbe und dann entspinnt sich zwischen den beiden Damen folgendes Gespräch:

»Ich irre mich nicht, es ist Eulalie Deschamps!«

»Und das ist Marie — meine gute kleine Marie — meine Freundin in Rouen, ehe ich heiratete.«

»Ja, ich bin es. Ach, welch ein Vergnügen, Dich — Sie wiederzusehen — entschuldigen Sie; jetzt darf ich mir nicht mehr erlauben, Sie Du zu nennen, denn Sie haben Equipage. Ich sehe, daß Sie jetzt eine vornehme Dame sind.«

»Ja, ich bin reich, ich habe einen Wagen, aber deswegen bin ich nicht stolzer geworden. Immer nenne mich Du wie sonst, meine liebe Marie. Dies wird mich gleichsam verjüngen. Es ruft mir die Zeit zurück, wo ich noch Mädchen war und Du das Putzmachen lerntest. Ach, damals zählte ich sechzehn Jahre, Du ungefähr eben so viel. Ich hatte keinen Wagen, und dennoch wollte ich, ich lebte noch in jener Zeit

Digitized by Google

und ginge mit Dir in jenen schönen Fluren vor dem Thore von Rouen spazieren.«

»Wenn einem das Schicksal günstig gewesen ist, so darf man sich nicht beklagen. Dein Mann, jener Herr Roberval, der weiter nichts war als ein armer Graveur, dann ein kleiner Commis bei einem Bankier, hat also Mittel gefunden, reich zu werden?«

»Ja, wir sind sehr reich. Wir geben Diners und Feste; wir empfangen viel Gesellschaft.«

»Um so besser, meine liebe Eulalie. Ich freue mich, das zu hören.«

»Und Du, Marie, Du hast ein schönes Modenmagazin — gehört es Dir?«

»Ja wohl, es gehört mir.«

»Dann bist Du also auch glücklich?«

»Was das Geld betrifft, so habe ich mich allerdings nicht zu beklagen, aber dennoch bin ich nicht glücklich.«

»Warum nicht?«

»Ich bin verheiratet.«

»Und dein Mann macht Dich unglücklich! Arme Marie!«

»Nein, das ist es nicht. Ich verheiratete mich kurze Zeit, nachdem Du Rouen verlassen hattest.«

»Mit einem jungen Mann?«

»Ja, mit einem jungen und sehr hübschen Mann, Namens Villemart.«

»Sehr richtig; über deinem Magazin steht: Madame Villemart, Modistin. — Nun und?«

Digitized by Google

»Nun, nachdem wir acht Monate verheiratet waren, trat mein Mann eine Reiſe an. Er wollte nur kurze Zeit wegbleiben, aber er iſt bis jetzt noch nicht zurückgekommen und ich habe ihn nicht wiedergeſehen.«

»Mein Gott! Dann iſt er wohl todt?«

»Das weiß ich nicht. Vielleicht iſt er es jetzt; während des erſten Jahres aber, welches auf ſeine Abreiſe folgte, erfuhr ich, daß man ihn hier in Paris geſehen hatte. Ich beſchloß, ebenfalls hierher zu gehen, in der Hoffnung, ihn wiederzufinden, wenigſtens etwas über ihn zu erfahren, aber ich habe nichts gehört. Ein Jahr nach dem andern iſt vergangen, ohne mir Nachricht über Villemart zu bringen.«

»Arme Marie, dann biſt Du Witwe, daran läßt ſich wohl kaum noch zweifeln. Du hatteſt aber auch einen Bruder, von dem Du oft ſprachſt.«

»O, dem Himmel ſei Dank, dieſen habe ich wiedergefunden. Victor iſt ein guter Junge, manchmal ein wenig faſelhaft und ein wenig faul, aber gefällig und verſtändig. Ich habe ihn zu meinem erſten Commis und zu meinem Aſſocié gemacht. Er führt mir die Bücher — wenn er Zeit hat. Der arme Junge! Er war Commiſſionär, aber er hat ſehr ſchnell gute Manieren gelernt und iſt jetzt ein Cavalier, der ſich ſehen laſſen kann.«

»Wenn er hier iſt, ſo ſtelle mir ihn vor.«

»Nein, er iſt nicht hier. Er iſt überhaupt ſehr ſelten da. Er ſchlendert gern herum, namentlich auf ſeinem lieben Boulevard du Temple, wo er einen Theil ſeiner Jugend zugebracht hat, und wo er, wie er behauptet, ſehr glücklich geweſen iſt. Wenn Du es mir aber erlaubſt, ſo werde ich ihn einmal zu Dir bringen.«

Digitized by Google

»Und deine Eltern? haſt Du in dieſer Beziehung etwas entdeckt? Du hatteſt mir jene eigenthümliche Geſchichte von der Dame erzählt, welche Euch einer Bäuerin in Vincennes anvertraute.«

»Ja, und wir beſaßen ein Flacon, welches von meiner Mutter kam und uns vielleicht zu einer Wiedererkennung hätte führen können. Dieſes Flacons aber hatte Villemart, mein Mann, ſich bemächtigt und iſt damit verſchwunden. Uebrigens glaube ich, liebe Eulalie, daß wir jetzt aller Hoffnung, jemals unſere Familie ausfindig zu machen, entſagen müſſen. Es ſind nun zu viele Jahre vergangen, als daß wir uns in dieſer Beziehung noch in der mindeſten Täuſchung wiegen könnten.«

Nachdem Madame Roberval auf dieſe Weiſe wieder die Bekanntſchaft mit ihrer alten Freundin angeknüpft und ihr einen ihrer ſchönſten Hüte abgekauft hatte, ſtieg ſie wieder in ihren Wagen, nicht ohne der Modiſtin vorher ihre Adreſſe gegeben und ſie aufgefordert zu haben, ihr ebenfalls einen baldigen Beſuch abzuſtatten.

Marie, die ſich nicht wenig freute, eine Jugendgenoſſin, und zwar trotz ihrer veränderten Stellung, noch immer ſo freundlich und liebenswürdig wie früher zu finden, verfehlt nicht, der empfangenen Einladung zu folgen.

Zwei Tage nach jener Wiedererkennung der beiden Freundinnen begibt Madame Villemart ſich in das elegante kleine Hotel, welches Madame Roberval bewohnt. Sie nennt einer Zofe ihren Namen und wird ſofort bei der Gattin des reichen Capitaliſten eingeführt.

Eulalia empfängt ihre alte Freundin mit der lebhafteſten Freude. Sie läßt ſie neben ſich Platz nehmen und

Digitized by Google

während die Modiſtin alle jene tauſenderlei Kleinigkeiten bewundert, die durchaus keinen Nutzen haben, ſich aber doch in dem Boudoir einer Dame der großen Welt vorfinden müſſen, läßt Madame Roberval einen delicaten Imbiß auftragen und zwingt ihre Freundin, mit ihr daran Theil zu nehmen.

Die beiden Freundinnen ſchmauſten feine Paſtetchen und befeuchteten ihre Lippen mit Alicante oder Frontignan. Man ließ die Luſtpartien, die man als Mädchen mitgemacht, die Muſterung paſſiren.

Niemals war Madame Roberval ſo liebenswürdig, ſo heiter geweſen und ſie ſagt wiederholt zu ihrer Freundin:

»Ich will, daß Du alle Woche einmal bei mir frühſtückſt. Dann wollen wir allemal lachen und plaudern wie heute.«

»Aber wird das auch deinem Manne recht ſein?« fragte Marie.

»Meinem Manne! O, der bekümmert ſich nicht um das, was ich thue. Es iſt ihm dies ganz gleich. Denke Dir, daß ich ihn faſt nur ſehe, wenn wir ein Diner, oder eine Spielgeſellſchaft, oder einen Ball geben. Oft vergehen vierzehn Tage, ohne daß er einen Fuß in mein Boudoir ſetzt.«

Eben als Eulalia dieſe letzten Worte ſpricht, öffnet ſich die Thür und Roberval tritt in das Boudoir ſeiner Gattin.

Die beiden Damen ſind ganz überraſcht, Eulalia aber fängt an zu lachen und ruft:

»Nun, das trifft ſich in der That komiſch. Eben ſagte ich zu meiner Freundin, daß oft vierzehn Tage vergingen, ohne daß ich einen Beſuch von Ihnen erhielte, mein Herr.«

Digitized by Google

Als der Geſchäftsmann eine fremde Dame bei ſeiner Gattin ſitzen ſieht, verneigt er ſich höflich gegen ſie und murmelt:

»Entſchuldigen Sie, Madame, wenn ich ſtöre. Allerdings trifft es ſich ſelten, daß ich am Tage Zeit habe, meine Frau zu beſuchen. Heute wollte ich ihr blos melden, daß ich zehn Perſonen zum Diner eingeladen habe, damit ſie demgemäß ihre Befehle ertheilen kann.«

»Schön! Ich freue mich über dieſen Zufall. Marie, findeſt Du meinen Mann ſehr verändert?«

»O nein — nicht viel — nur trägt Herr Roberval jetzt eine Brille, was früher nicht der Fall war — dies gibt dem Geſichte einen etwas anderen Ausdruck.«

»Und Sie, mein Herr, erkennen Sie Marie nicht wieder?«

»Nein, in der That nicht. Ich bemühe mich vergebens, mich der Züge dieſer Dame zu entſinnen.«

»O, mich erkennen Sie ganz gewiß nicht wieder, mein Herr, denn ich habe mich ſehr verändert. Uebrigens iſt auch eine ſchöne Reihe von Jahren verfloſſen, ſeitdem Sie mich in Rouen geſehen haben. Damals war ich ein junges Mädchen, jetzt bin ich beinahe eine alte Frau.«

»Wirſt Du wohl ſchweigen!« ruft Madame Roberval. »Wenn Du Dich ſo alt machſt, ſo wird man glauben, daß ich es auch bin. Du ſiehſt aber immer noch ſehr wohl aus. Nur biſt Du nicht mehr die kleine Modiſtin, ſondern eine ſchöne Frau, denn Du biſt noch größer und corpulent geworden. Ja, mein Herr, es iſt Marie, meine intime Freundin, ehe wir verheiratet waren.«

Digitized by Google

»Wenn ich nicht irre, waren Sie damals Graveur, Herr Roberval?« bemerkt Marie.

»Ja wohl, er war weiter nichts als Graveur. Ja, als wir einander heirateten, waren wir nichts weniger als reich und ich hätte nicht geglaubt, daß ich je eine Equipage haben würde. Marie hat aber auch Glück gemacht. Sie besitzt jetzt ein sehr schönes Modenmagazin und meine Kundschaft wird ihr noch eine Menge andere zuführen.«

Seitdem Roberval weiß, wer diese Dame ist, die sich mit seiner Frau Du nennt; seitdem sie sich geäußert, daß sie ihn in Rouen als Graveur gekannt, haben das Gesicht und die Manieren dieses Herrn sich vollständig geändert. Sein Mund ist zusammengekniffen, seine liebenswürdige Miene ist verschwunden; er entgegnet der Modistin einige unzusammenhängende Worte, verneigt sich kurz gegen sie und verläßt das Zimmer, indem er in brüskem Tone zu seiner Gattin sagt:

»Also, Sie haben gehört, Madame — zehn Personen zum Diner; ertheilen Sie demgemäß Ihre Befehle.«

Als er das Zimmer verlassen hat, wendet Marie sich zu ihrer Freundin und sagt mit wehmüthigem Lächeln:

»Liebe Freundin, dein Mann ist nicht wie Du. Meine Gegenwart hier hat ihm mißfallen. Es ist ihm unlieb, eine Person wiedergesehen zu haben, die ihn gekannt hat, als er noch arm war.«

»Warum sagst Du das?«

»Ich sag' es, weil es so ist. Sei offen, Eulalie. Sahst Du vielleicht nicht auch die Miene, die er machte, als er uns verließ und die beinahe impertinente Weise, auf welche er von mir Abschied nahm?«

»Allerdings sah ich, daß er ernst geworden war, aber

Digitized by Google

dies ist mir im Grunde genommen ganz gleich. Wenn Du etwa glaubst, daß mich dies abhalten wird, Dich zu besuchen, so irrst Du Dich. Der gute Mann soll mich nicht hindern, zu thun, was mir beliebt, und wenn er so dumm ist, sich nicht daran erinnern zu lassen, daß er arm gewesen, so habe doch ich für meine Person keine Lust, ihm nachzuahmen. Du bist meine Freundin, ich liebe Dich, ich werde Dich stets gern bei mir sehen.«

»Liebe Eulalie, dein Herz hat sich nicht verändert. Ja, wir werden einander sehen und sprechen, aber nicht hier. Du kannst Dir denken, daß ich nicht Lust habe, mich hier einer Impertinenz von Seiten deines Mannes auszusetzen. Ich besitze nicht viel Geduld und würde so etwas nicht ertragen. Du wirst daher zu mir kommen, so oft Du Lust hast. Ich habe hinter meinem Modenmagazin auch mein kleines Boudoir und dort wird dein Mann sich nicht unterstehen uns zu stören, denn ich würde ihm sofort die Thür weisen.«

»O sei unbesorgt; er wird nicht zu Dir kommen.«

Die beiden Freundinnen umarmen einander und trennen sich mit dem Versprechen baldigen Wiedersehens.

Kaum ist die Modistin fünf Minuten fort, so erscheint Roberval, der wahrscheinlich auf ihren Weggang gelauert hat, abermals bei seiner Frau.

Er wirft sich in einen Lehnsessel und ruft aus:

»In der That, Madame, ich muß Sie ausschelten. Ich begreife Ihre Handlungsweise nicht. Sie empfangen Ihre Modistin zum Frühstück, Sie nennen sie Du, Sie dulden, daß sie dasselbe mit Ihnen thue. Das heißt alle Gebote des Anstandes aus den Augen setzen. Behaupten Sie Ihren

Digitized by Google

Rang ein wenig beſſer, Madame, Sie haben ein Hotel, Sie haben Equipage und Dienerſchaft. Wenn man aber alles dies hat, Madame, ſo läßt man ſich nicht von ſeiner Modiſtin duzen und ladet ſie noch viel weniger zum Frühſtück ein.«

Eulalia zuckt die Schultern, ſieht ihren Gatten an und antwortet:

»Wiſſen Sie, mein Herr, daß Sie mit Ihrem Zorne mein Mitleid erregen? Marie iſt eine alte Freundin und ich verläugne meine Freunde nicht. Sie hat mich arm geſehen, heute findet ſie mich reich wieder. Und Sie verlangen, daß ich deswegen ſtolz auf ſie herabblicke? Ach, lieber Gott, mein hoher Rang gleicht dem Ihrigen; er datirt nicht aus der Zeit der Kreuzzüge. Sie ärgern ſich blos, daß Jemand Sie gekannt hat, als Sie noch ein kleiner, unbedeutender Graveur waren.«

»Ja, Madame, ja, weil mir dies in meinen Geſchäften Schaden bringen kann. Sie verſtehen das nicht; Sie wiſſen das nicht, daß man den Leuten Sand in die Augen ſtreuen muß. Die Welt will es einmal ſo.«

»Ich weiß weiter nichts, mein Herr, als daß Marie meine alte Freundin iſt, daß ich mich freue, ſie wiedergefunden zu haben und daß ich ſie ſtets ſehen und ſprechen werde.«

»Und wenn ich es Ihnen nun verböte, Madame?«

»Dann würde ich Ihnen nicht gehorchen. Was fällt Ihnen übrigens heute auf einmal ein, daß Sie ſich auf dieſe Weiſe in meine Angelegenheiten, in meine Bekanntſchaften miſchen? Miſche ich mich vielleicht in die Ihrigen? Und dennoch hätte ich weit mehr Recht dazu, denn Ihr Thun und

Digitized by Google

Treiben ist ein verstecktes und geheimnißvolles. Sie haben auf unserem Landgute in Ville d'Avray einen kleinen Pavillon bauen lassen, welchen nur Sie betreten, ohne mir zu gestatten, auch nur einen Blick hineinzuwerfen. Was verbergen Sie denn in diesem Pavillon, zu dem Sie allein den Schlüssel haben — vielleicht eine Dame — ein Liebchen? O, Sie wären dazu wohl fähig!«

So oft Eulalia den kleinen Pavillon erwähnte, der am Ende des Gartens ihres Landhauses erbaut worden, ward Roberval allemal sehr bleich und beeilte sich, das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen. Auch diesmal erhebt er sich rasch und murmelt:

»Madame — meine Papiere und Rechnungen, meine Cassabücher gehören nicht in Ihr Departement, und ich habe nicht nöthig, Sie davon Einsicht nehmen zu lassen. Ich habe Ihnen gesagt, was ich von Ihrer Modistin denke, und hoffe sie nicht wieder sich hier breit machen zu sehen.«

Roberval verläßt das Zimmer, seine Gattin tritt vor einen Spiegel, betrachtet sich darin und sagt:

»Ah, Sie wollen den Tyrannen spielen, mein Herr. Das ist ein Einfall, auf welchen Sie ein wenig spät kommen. Zum Glück ist das, was Sie sagen, gerade so gut, als ob Sie es nicht sagten.«

An diesem selben Tage gab der glückliche Geschäftsmann ein großes Diner und am Abende war zahlreiche Gesellschaft in seinen Salons.

Unter den gewöhnlichen Gästen bemerkte man den Bankier Rigoulotini und seine hochadelige Gemalin.

Der Chevalier von Merillac war auch da. Er kam jetzt blos noch dann und wann zu Roberval, denn die Ver-

Digitized by Google

änderung, die in seinen Vermögensumständen vorgegangen war, erlaubte ihm, in die glänzenden Cirkel zurückzukehren, die er lange nicht besucht, obschon er deswegen nicht ganz aufhören wollte sich in den Häusern einzufinden, wo er gute Aufnahme zu einer Zeit gefunden, als er sich armselig behelfen mußte.

Seitdem der Graf von Germancey ihm die geheime Liebesgeschichte seines Bruders mit Fräulein von Hautefutaie erzählt, konnte der Chevalier sich, so oft er mit Madame Rigoulotini zusammentraf, eines Lächelns nicht enthalten. Man kann sich aber leicht denken, daß die Wirkung seiner Erinnerung sich nicht weiter erstreckte. Er war zu discret und zu gebildet, als daß er sich das geringste Wort erlaubt hätte, welches für eine Anspielung auf das ihm anvertraute Geheimniß hätte gelten können.

Die Gemalin des Millionärs brachte das Lächeln des Chevaliers daher nur auf Rechnung des Vergnügens, welches er empfände, einer Person von seinem Stande zu begegnen.

Madame Rigoulotini konnte sechs- bis siebenundfünfzig Jahre zählen, aber sie war immer noch eine sehr schöne Frau. Ihre Züge waren edel und regelmäßig, sie hielt sich sehr gerade, ihre Tournüre war aber ein wenig steif und die stolze Miene, die sie fortwährend zeigte, machte Niemanden sonderlich Muth, sich ihr zu nähern.

Bei Roberval ward viel gespielt. Der Bouillottetisch stand in großer Gunst, das Boston ward auch Mode, vor Kurzem war auch das Ecarté zum Vorschein gekommen und man hatte sogleich großen Geschmack daran gefunden, besonders da Jedermann es mehr oder weniger gut

Digitized by Google

zu ſpielen verſtand und die Gauner dabei Gelegenheit fanden, ihre kleinen Talente in Anwendung zu bringen.

Merillac hatte ſich ſo eben mit dem Herrn des Hauſes an den Ecartétiſch geſetzt. Während des Spieles plauderten ſie mit einander, denn ſie verwendeten keine ſonderliche Aufmerkſamkeit auf das Spiel ſelbſt und Roberval verlor einige Louisd'or mit dem kalten Blute und der Gleichgiltigkeit eines Mannes, der gegen einen ſolchen Verluſt vollſtändig unempfindlich iſt.

Während ſie ſo ſpielten, ſagte der Chevalier zu ſeinem Gegner:

»Ohne Zweifel ſind Sie kürzlich von einer Reiſe wieder zurückgekehrt, Herr Roberval, denn Sie ſind ein famoſer Touriſt, der faſt ununterbrochen geht und kommt.«

»Allerdings bin ich erſt ſeit ſechs Tagen von Marſeille zurück.«

»Ah, Sie waren in Marſeille. Dieſe Stadt kenne ich noch nicht. Man ſagt, es herrſche dort viel Leben und Verkehr.«

»Ja, Marſeille iſt eine Stadt, wo man ſich ganz leidlich amüſiren kann. Es wird dort viel geſpielt. Die Seeleute, von welchen es in dieſer Stadt wimmelt, ſind faſt alle leidenſchaftliche Spieler und ſpielen nicht etwa wie wir blos um des Zeitvertreibes willen.«

»Waren Sie lange dort?«

»Nein; in Marſeille ſelbſt nur vier Tage.«

Der Millionär Rigoulotini, der in dieſem Augenblicke in die Nähe des Ecartétiſches kommt, bleibt plötzlich ſtehen und ſagt zu Roberval:

»Ah, Sie kommen von Marſeille, lieber Freund!

Digitized by Google

Ich war auch dort. Erſt vorgeſtern langte ich wieder in Paris an. Ich wäre dort beinahe tüchtig angeführt worden. Gehen Sie mir mit Ihrem Marſeille! Wer weiß, ob Sie nicht auch betrogen worden ſind, und zwar ohne daß Sie es ahnen.«

»Ich — betrogen — wie ſo? Was wollen Sie damit ſagen?«

»Haben Sie vielleicht dort Tauſendfrancsbillets in Zahlung erhalten?«

»Tauſendfrancsbillets? — Nein, durchaus nicht — ich hatte dort keine Zahlungen zu erheben.«

»Da können Sie von Glück ſagen.«

»Warum?«

»Weil in Marſeille eine große Maſſe falſcher Bankbillets circulirt. Ich ſelbſt bekam deren drei. In Folge eines glücklichen Zufalles kam ich, als ich ſie in meine Brieftaſche legte und fand, daß ſie ganz neu waren, auf den Gedanken, ſie mit anderen Tauſendfrancsbillets zu vergleichen, die ich ſchon bei mir trug, und denken Sie ſich! ich bemerke ſofort, daß die neuen Billets ganz genau dieſelben Nummern trugen wie die, welche ich ſchon beſaß. Zum Teufel, ſagte ich bei mir ſelbſt, das geht nicht mit rechten Dingen zu. Ich eile zu einem Bankier der Stadt. Er hatte auch mehrere ſolche neue Billets bekommen; er läßt einen Sachverſtändigen rufen, man unterſucht die Billets näher und überzeugt ſich, daß dieſelben falſch ſind. Natürlich trug ich die meinigen ſchnell wieder zu Dem, der mir ſie als Zahlung gegeben. Das Schlimmſte dabei aber iſt, daß nun alle Geſchäftsleute der Stadt ihre Kaſſe revidirt und daß ſich bei vielen ſolche falſche Billets vorgefun-

Digitized by Google

den haben. Man ist ganz wüthend darüber. Wie soll man aber nun ermitteln, durch wen diese falschen Bankbillets eingeschmuggelt worden sind? Es ist dies sehr schwer in einer Hafenstadt, wo jeden Tag Leute aus allen Welttheilen ankommen. Ich bin nur froh, daß ich noch so weggekommen bin. Ha, die Falschmünzer! Das sind Leute, die ich mit Vergnügen am Galgen sähe, denn sie sind hundertmal schlimmer als Räuber. Diese riskiren wenigstens noch die eigene Haut, wenn sie dem Wanderer die Börse abnehmen; der Falschmünzer aber arbeitet ganz still und gemüthlich in seiner sichern Wohnung im Dunkel und Geheimniß, dann aber stürzt er den Handel und die Gesellschaft um und vernichtet das Vertrauen, welches gleichwohl die Basis von Allem ist.«

Roberval hatte kein Wort entgegnet, war aber todtenbleich geworden. Der blos mit seinem Spiel beschäftigte Chevalier achtet nicht auf die Veränderung in den Zügen seines Gegners; er muß Karte geben und sagt, nachdem er sie gemischt:

»Heben Sie doch ab!«

Roberval streckt die Hand aus, um abzuheben, diese Hand zittert aber so sehr, daß er kaum die Karten fassen kann.

Merillac wird von diesem Wechsel im Normalzustand seines Mitspielers betroffen gemacht. Er bemerkt die zitternde Hand und sagt bei sich selbst:

»Das ist sehr eigenthümlich.«

Digitized by Google

Viertes Capitel.

Turlure's Beruf.

Seitdem Florentine ihren Handel aufgegeben, hat sie eine kleine hübsche Wohnung auf dem Boulevard du Temple in einem großen, ihrem frühern Verkaufsstand beinahe gegenüberliegenden Hause gemiethet, nicht weit von dem sogenannten türkischen Garten, einem neuen Café, welches den Gästen seine Boskets öffnet, unter welchen Tische aufgestellt sind.

Auf dieser Seite des Boulevard findet sich überdies des Abends eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft zusammen. Die Bewohner des Marais nehmen Platz auf Stühlen, welche vor der Mauer stehen, die den türkischen Garten einschließt.

Dieser Ort ist ein Ziel für den Spaziergang und oft für gesellige Zusammenkunft geworden. Die hübschen Frauen des Marais — und der Marais hat auch seine hübschen Frauen wie jeder andere Stadttheil — die hübschen Frauen zeigen hier ihre Toilette, die neue Façon ihres Hutes oder den sonderbaren Schnitt ihres Kleides. Die Mütter führen ihre Töchter hierher spazieren, um, wie einige böse Zungen behaupten, sie »sehen zu lassen«. Allerdings könnte man auch aus der Art, auf welche gewisse Mütter ihre Töchter sich hier niedersetzen lassen, und wie sie dieselben fortwährend ermahnen, sich gerade zu halten, die Augen niederzuschlagen, wenn man sie ansieht, und niemals

Digitized by Google

unter einander zu lachen oder zu flüstern, schließen, es sei wirklich eine Waare, welche sie hier zur Schau zu stellen beabsichtigten, die man sich aber nicht erlauben darf, zu berühren, noch auch allzunahe zu betrachten.

Alle Vorsichtsmaßregeln der Mütter des Marais hielten jedoch die jungen Männer nicht ab, diejenigen jungen Damen, bei welchen es der Mühe verlohnte, zu lorgnettiren. Einige trieben die Keckheit sogar so weit, daß sie sich neben die betreffende junge Dame setzten, die dann erröthete, und den Kopf nicht mehr zu bewegen wagte, um nicht von ihrer Mama ausgescholten zu werden.

Jeder Stadttheil hat seine besonderen Sitten und Gebräuche. Auf dem Boulevard des Italiens, welcher von den Bewohnern der Chaussée d'Antin besucht ward, herrschte weit mehr Freiheit der Conversation. Man sah dort sehr elegante Damen, aber die Gesellschaft war gemischter. Man hielt sich weit weniger steif als im Marais, zuweilen kamen aber auch etwas riskirte Scenen vor, welche Streitigkeiten und Duelle zur Folge hatten.

Im Ganzen genommen gab man sich Rendezvous dort so gut als hier, trotz aller eifersüchtigen Liebhaber oder argusäugigen Mütter.

Die Promenade des Boulevard des Italiens hatte nach der zweiten Rückkehr Ludwigs des Achtzehnten den Namen Boulevard de Gand angenommen, die des Boulevard du Temple führte im Allgemeinen den Namen des Gartens, an welchem sie vorbeiführte, denn man muß sich stets an etwas Zeitgemäßes oder was gerade Mode ist, halten, und man sagte daher:

„Heute gehen wir auf dem Boulevard Turc spazieren.“

Digitized by Google

Der Boulevard du Temple war ſonach auf der den Theatern entgegengeſetzten Seite von Paphos bis zur Rue Charlot der Boulevard Turc geworden.

Auf dieſem Theile des Boulevard wohnte Florentine, weil man von ihren Fenſtern, die ſich in der dritten Etage befanden, die vollſtändige Ausſicht auf den Platz hatte, den ſie ſo lange eingenommen — den Platz, wo ſie als Kind geſpielt, den Platz, wo ſie zum erſten Male die Worte der Liebe gehört und ihr Herz höher ſchlagen gefühlt, mit einem Worte den Platz, wo ſie mit ihrem Verführer Bekanntſchaft gemacht.

Glaubſt Du, lieber Leſer, daß man dies Alles mit Gleichgiltigkeit ſehen könne? Nein, Du glaubſt es nicht, und wenn Du es glaubſt, ſo würde mir das einen traurigen Begriff von deinem Herzen geben.

Florentine ſaß gewöhnlich an einem der Fenſter, die auf den Boulevard gingen. Von hier aus ſah ſie, während ſie zugleich ihrer Arbeit oblag, die Verkaufsſtände Turlure's und der Ronflard. Sie ſah, wie die Leute vorübergingen, und wenn ein Mann ſtehen blieb oder Jemanden an ihrem ehemaligen Platze zu ſuchen ſchien, ſo folgte ſie ihm mit den Augen, bis er gänzlich ihrem Geſichte entſchwand.

Sie betrachtete einen ſolchen Mann allemal mit Aufmerkſamkeit; ſie beobachtete ſeine Haltung und ſeine geringſten Geberden, und ſobald ſie einige Züge, einige Aehnlichkeit mit dem Vater ihrer Tochter in ihm zu finden glaubte, warf ſie augenblicklich ihre Arbeit auf die Seite, eilte raſch die Treppe hinunter auf den Boulevard, lief dem Manne, den ſie bemerkt, nach, und blieb dann, nachdem ſie ihn überholt, ſtehen.

Wenn ſie dann einſah, daß ſie ſich geirrt, ſchlug ſie traurig die Augen nieder, und kehrte in ihre Wohnung zurück, indem ſie bei ſich ſagte:

»Ach, der Graf von Germancey hat Recht. Ich werde ihn niemals wieder ſehen.«

Noch jung und ſchön, denn ſie zählte jetzt erſt zwei- unddreißig Jahre, kannte ſie kein anderes Glück als ihre Tochter.

Honorine war 1814 in ein Penſionat eingetreten, hatte aber in drei Jahren ſo gut gelernt und ſo fleißig ſtudirt, daß ſie mehr Kenntniſſe beſaß als viele andere junge Mädchen, welche acht oder zehn Jahre in ihrem Penſionate zugebracht haben.

Ihre Mutter hatte ſie nun gefragt, ob ſie ſich wohl entſchließen könnte, ihre Spiel- und Studiengenoſſinnen zu verlaſſen, um wieder bei ihr zu wohnen.

Honorine hatte ſich ſofort ihrer Mutter in die Arme geworfen und ausgerufen:

»Mein größtes Glück iſt, bei Dir zu ſein, Dich nicht mehr zu verlaſſen. Ach, nach der Penſion werde ich mich nicht zurückſehnen. Allerdings habe ich vielleicht noch nicht genug gelernt, aber es hindert mich ja nichts, meine Studien fortzuſetzen, wenn ich bei Dir bin. Du liebſt die Muſik, ich werde mein Piano nicht vernachläſſigen. Im Gegentheil, ich gedenke auf dieſem Inſtrument eine bedeutende Fertigkeit zu erlangen. Du ſollſt ſehen, daß Du nicht bereuen wirſt, mich wieder zu Dir genommen zu haben.«

In Folge dieſer Unterredung hatte Florentine ſich zu der Directrice des Penſionats begeben, um ſie zu bezahlen

Digitized by Google

und ihr zu melden, daß sie ihre Tochter wieder nach Hause nehmen werde.

Die Directrice suchte natürlich ihre Schülerin zu behalten und sagte zu der Mutter:

»Daran thun Sie sehr unrecht, Madame. Ihre Tochter hat die glücklichsten Anlagen. Sie versteht vollkommen Alles, was man sie lehrt, aber ihre Ausbildung ist noch nicht beendet und Sie nehmen sie gerade in dem interessantesten Augenblick ihrer Studien von denselben hinweg.«

»Ich finde,« antwortete Florentine, »daß meine Tochter für die Stellung, welche sie einmal in der Welt einnehmen wird, genug weiß. Uebrigens, Madame, liegt, wie ich Ihnen gestehen muß, mir gar nicht so viel daran, daß meine Tochter so gelehrt werde. Ich habe immer sagen hören, daß die gelehrten Damen in der Welt Pedantinnen sind und sich schämen, einen Topf an's Feuer zu setzen oder sich ein Kleid auszubessern. Ich finde meine Tochter, so wie sie ist, ganz gut und dies genügt mir.«

Die Directrice des Erziehungsinstituts verzog das Gesicht, Florentine machte ihr Abschiedscompliment und kehrte nach Hause zurück, hocherfreut, diesmal ihre Tochter mitnehmen zu können, welche noch nicht ganz fünfzehn Jahre alt war, aber deren schon siebzehn zu zählen schien, so schlank und hoch war ihr Wuchs, so anmuthig ihre Haltung und so liebenswürdig und geistreich der Ausdruck ihrer Gesichtszüge, welche durchaus nicht mehr die eines Kindes waren.

Honorine befindet sich also jetzt bei ihrer Mutter in der kleinen hübschen Wohnung auf dem Boulevard Turc.

Florentine sieht jetzt etwas weniger oft zum Fenster hinaus, denn sie fühlt sich glücklich, wenn sie ihre Tochter

Digitized by Google

betrachtet, die den Blick der Mutter ſtets durch ein ſanftes Lächeln erwiedert.

Der Graf von Germancey machte allerdings ein etwas finſteres Geſicht, als er eines Tages ſeine Pathe wieder bei ihrer Mutter fand, und rief:

»Wie! hat Honorine ihre Penſion ſchon wieder verlaſſen?«

»Ja, Herr Graf.«

»Auf immer?«

»Ja wohl, Herr Graf; ich will mich nun nicht mehr von meiner Tochter trennen.«

»Aber ihre Ausbildung iſt noch nicht beendet.«

»O, Herr Graf, ſie wird auch bei mir noch ſtudiren, das heißt nicht, als ob ich ihre Studien leiten könnte, im Gegentheil meine Tochter wird mich unterrichten und mir feine Manieren lehren. Ich hörte einmal einen Herrn, welcher Bücher ſchreibt, ſagen, das, was man ſich die Mühe nähme, ſelbſt zu lernen, ſei allemal das, was man am beſten lernt. In der Muſik iſt Honorine ſchon ſehr weit. Sie kann ſich auf ihrem Piano eben ſo gut üben als in der Penſion und überdies fühlen wir uns beide glücklicher, wenn wir beiſammen ſein können und einander nicht wieder zu verlaſſen brauchen. Iſt das nicht auch ſchon etwas, Herr Graf?«

Dieſer letzte Grund war ein ſchlagender. Der Graf lächelte und antwortete:

»Sie haben allerdings Recht. Das Glück, welches man beſitzt, iſt ſicherer als die ſchönen Träume, welchen man ſich in Bezug auf die Zukunft hingibt.«

Er küßte Honorine, welche ihm in's Ohr flüſterte:

Digitized by Google

»Ich werde bei meiner Mutter ſehr fleißig ſtudiren und Sie ſollen zufrieden mit mir ſein, Herr Pathe.«

Dieſe Worte wurden mit ſo viel Seele und Gefühl geſprochen, die Augen des jungen Mädchens verriethen ſo deutlich die Zärtlichkeit, die ſie für ihre Mutter empfand, und die beinahe kindliche Ehrerbietung, die ſie für den Grafen hegte, daß dieſer davon auf das Lebhafteſte gerührt ward.

Wenn man alt iſt, geſchieht es ſo ſelten, daß man noch geliebt wird, und man iſt daher denen, welche uns eine aufrichtige Zuneigung beweiſen, doppelt dankbar.

Kaum waren vierzehn Tage vergangen, ſeitdem Honorine wieder bei ihrer Mutter wohnte, und dieſe Tage waren Florentinen und ihrer Tochter raſch verſtrichen, als eines Morgens an ihrer Thür geklingelt ward und unmittelbar darauf Turlure hereintrat.

Die kleine Blondine iſt etwas corpulent geworden, und hat dadurch die Friſche ihres Teints bewahrt.

Sie iſt immer noch ſo heiter und munter wie je.

Singend tritt ſie bei ihrer Freundin ein und ſtößt dann einen Ruf der Ueberraſchung aus, als ſie Honorine erblickt, die vor einem ſehr ſchönen Piano ſitzt, welches ihr Pathe ihr zum Geſchenk gemacht hat.

»Was ſehe ich! Meine Pathe iſt hier! Das nenne ich Glück. Ich habe es gut getroffen!«

Und Turlure eilt auf Honorine zu, um ſie zu küſſen, während Florentine zu ihr ſagt:

»Du thuſt immer wohl daran, uns zu beſuchen, künftig aber wirſt Du, mögeſt Du kommen, wenn Du willſt, Ho-

Digitized by Google

norine ſtets hier finden. Ich habe ſie wieder zu mir genommen, ſie verläßt mich nun nicht wieder.«

»Ah, dann hat ſie alſo die Penſion quittirt? Um ſo beſſer. Du haſt wohl daran gethan. Braucht ein Mädchen zu ſtudiren wie ein Advocat? Wozu? Advocatin kann ſie doch nicht werden. Honorine iſt groß und hübſch — ich bin in meinem Leben nicht ſo hübſch geweſen — und ſie ſpielt Piano wie ein geborener Virtuos.«

»Ich übe mich erſt noch,« entgegnete Honorine. »Sehen Sie nur, liebe Pathe, das ſchöne Piano, welches mir mein Herr Pathe gegeben hat.«

»Ja, das iſt ein famoſes Prachtſtück. Dieſe Vergoldung! dieſe Schnitzerei! Du kannſt froh ſein, daß Du einen ſolchen Herrn Pathen haſt, denn die Frau Pathe vermag es ihm in dieſer Beziehung nicht gleich zu thun.«

»Ach, liebe Pathe, Sie ſind ja auch ſtets ſo freundlich gegen mich, und ich habe Sie ebenfalls vom Herzen lieb.«

»Ich danke Dir, mein Kind, die Geſchenke aber, welche ich Dir mache, wirſt Du keine große Mühe haben zu tragen.«

»Aber wer verlangt denn Geſchenke von Dir, Turlure?« miſcht Florentine ſich ein. »Was ſchwatzeſt Du da? Bedarf meine Tochter wohl Geſchenke, um Dich zu lieben?«

»Du haſt Recht; ich ſagte dies auch blos, um eine Albernheit zu ſagen. Ich habe aber noch etwas ganz Anderes zu erzählen. Haſt Du nicht ſchon bemerkt, Florentine, daß ich ſeit einigen Tagen nicht mehr auf dem Boulevard verkaufe?«

»Das habe ich allerdings bemerkt, und bin deshalb

Digitized by Google

ſchon unruhig geweſen, weil ich glaubte, Du wäreſt krank. Heute hätte ich mich erkundigt.«

»Nein, nein; krank bin ich, Gott ſei Dank, nicht, ſondern befinde mich äußerſt wohl, wie Madame Saqui. Die hat Talent, und macht von ſich reden. Ihr Café »zum Apollo« iſt ſtets voll. Man ſpielt dort kleine Vaudevilles, tanzt auf dem Seile und trinkt Punſch. Siehſt Du, Florentine, dies verdreht mir den Kopf. Ich ſage meinem Handel Lebewohl, denn damit würde ich nie ſo viel verdienen, als ich brauche, um mir eine Commode von Acajouholz zu kaufen. Als Du dein Geſchäft aufgabſt, wollte ich Orangen verkaufen, aber es ging nicht. Uebrigens iſt es auch damit aus. Das Theater verfolgt mich, ich träume davon. Es iſt mein Beruf. Wer weiß? Vielleicht werde ich auf dieſem Wege eben ſo berühmt wie Mamſell Lévêque oder Mamſell Adele Dupuis — kurz, die Sache iſt entſchieden. Ich ſage den Orangen und den Gerſtenzuckerſtengeln Lebewohl und gehe zum Theater.«

»Du willſt auf dem Seile tanzen?«

»Ach lieber gar! Wie kannſt Du ſo etwas Albernes ſagen! Ich ſpiele mit im Melodrame. Weiter nichts!«

»Iſt das wirklich dein Ernſt, Turlure? Wer hat Dir denn dieſen thörichten Gedanken in den Kopf geſetzt?«

»Ich habe dazu Niemand bedurft. Der Gedanke iſt mir ganz von ſelbſt gekommen und ich ſehe durchaus nicht, daß es ein gar ſo thörichter ſei.«

»Aber in deinem Alter! Du zählſt nicht mehr achtzehn Jahre.«

»Aber auch noch nicht ganz dreißig. Auf dem Theater verſteckt man ſein Alter ſo lange man will. Ich bin blond,

Digitized by Google

roſig, friſch, corpulent, ich werde auf der Bühne ausſehen, als zählte ich erſt ſechzehn Jahre. Ich kann die jugendlichen Liebhaberinnen wenigſtens noch fünfzehn Jahre lang ſpielen.«

»Wer hat Dir denn das geſagt?«

»Niemand anders als Herr Gasnage, ein ſehr liebenswürdiger junger Schauſpieler vom Theater Gaîté. Er findet, daß ich bedeutendes Talent habe, und hat mir verſprochen, ſich für mich zu verwenden. Herr Dumenis hat mir dasſelbe verſprochen. Ich kann ſonach gar nicht verfehlen, mein Glück zu machen. In Folge der Fürſprache dieſer Herren bin ich auch ſchon bis zum Generalregiſſeur des Ambigu gedrungen, einem Herrn, der einen Klumpfuß hat, was ihn aber nicht abhält, die Schauſpieler zu lehren, wie man auf dem Theater gehen muß Als er mich ſah, lachte er. Dies iſt ein gutes Zeichen und er trug mir auf, die Rolle der Frau mit zwei Männern zu ſtudiren. Ich wollte ſie auch ſtudiren, aber ſie iſt für mich zu lang und übrigens ſagte auch Herr Gasnage zu mir: Dieſe Rolle paßt nicht für Sie. Ihr Naturell eignet ſich mehr für heitere Rollen, denn Thränen werden Sie niemals den Zuſchauern entlocken. Sie müſſen deshalb mit einer kleinen komiſchen Rolle debutiren. Ach, wenn der ehemalige Director des Ambigu comique, Herr Corſſe, noch lebte! Ich bin feſt überzeugt, daß dieſer mich ſofort engagirt hätte.«

»Warum glaubſt Du das?«

»Nun, ſieh, eines Tages — ich handelte damals mit Blumenſträußchen — kaufte er mir eins ab und ich ſagte zu ihm: ›Nehmen Sie meine ganze Bude, mein Herr. Es macht mir ſo viel Vergnügen, Sie ſpielen zu ſehen, daß ich Ihnen niemals Blumen genug anzubieten haben werde, um

Digitized by Google

Ihnen das Vergnügen zu vergelten, welches Sie mir bereitet haben. Dieſes Compliment ſchmeichelte ihm; er ſtreichelte mir das Kinn und ſagte: Ich danke Ihnen, mein Kind. Ihr Lob gefällt mir beſſer als das eines Journals. Der arme gute Mann! Voriges Jahr ſtarb er. Er beſaß Vermögen, Talent und Geiſt und wenn man bedenkt, daß alles dies den Menſchen doch nicht vom Tode retten kann! Freilich werdet Ihr ſagen: Wenn man mit allen dieſen Vorzügen auch noch länger lebte als andere Leute, ſo wäre dies für die Dummköpfe allzu ärgerlich.«

»Aber wie ſteht es mit Bourſiquet? Du ſprichſt ja gar nicht von Bourſiquet, dieſem wackern Jungen, der Dich aufrichtig liebt und nichts inniger wünſcht, als Dich heiraten zu können. Er wird einmal ein Café bewirthſchaften und Dich dann hinter den Zahltiſch ſtellen. Das wäre für Dich ein ganz angenehmer Platz.«

»Ach, Bourſiquet langweilt mich. Er iſt ein ganz guter Junge, das gebe ich gern zu, ich liebe aber einmal nur Künſtler — Leute von Geiſt. — Bourſiquet iſt Cafékellner. Wann wird er wohl eines ſelbſt beſitzen? In zehn Jahren vielleicht! So lange habe ich nicht Luſt zu warten. Uebrigens, Kinder, wenn man einen Beruf in ſich fühlt, ſo iſt dieſer ſtärker als der Wille. Man kann ihm nicht widerſtehen. Ich muß zum Theater.«

»Dann hätteſt Du ſchon eher dazugehen ſollen.«

»Das iſt wohl möglich, aber ſpät iſt noch immer beſſer als nie. Herr Dumenis wollte mich in dem Apollocafé auftreten laſſen, wo man Vaudevilles aufführt, in welchen nur zwei Perſonen vorkommen, die aber ſo viel Spectakel machen wie vier. Ich entgegnete: »Nein, ein Theater, wo

Digitized by Google

die Zuſchauer ihre Taſſe trinken, iſt kein wirkliches Theater. Ich will mich nicht der Gefahr ausſetzen, daß ein Gaſſenbube, während ich eine Tirade loslaſſe, mit einem faulen Apfel nach mir werfe.« Herr Casnage hat mir geſagt, ich hätte Recht. Er hat mir eine ganz kleine Rolle in einem ganz großen Melodrama einſtudirt. Ich habe blos einige Worte zu ſprechen, aber ich ſoll mich vor allen Dingen erſt an's Theater gewöhnen, damit ich mich mit Anmuth darauf bewegen lerne. Ich habe die Rolle gelernt. Ich habe eine junge Bäuerin zu geben, welche im Dienſte eines Schloſſes, bei einer Gräfin ſteht —«

»Was ſchwatzeſt Du da?«

»Ich hatte mich verſprochen, ich meine im Dienſte einer Gräfin in einem Schloſſe. Die Gräfin erwartet mit Ungeduld die Rückkehr ihres Gemals, der in den Krieg gezogen iſt, und das Landmädchen kommt in großer Aufregung herbeigeeilt und ſagt: — Wartet einmal, Kinder — ich will thun, als ob ich jetzt die Rolle ſpielte; Ihr werdet ſehen, welches Feuer ich dareinzulegen weiß. — Wir wollen annehmen, hier wäre ein Palaſt; ich trete ein, ich ſtoße ſämmtliche Diener, welche die Gräfin umgeben, auf die Seite —«

Turlure verläßt das Zimmer, in welchem Florentine und ihre Tochter ſich befinden, kommt dann ſchnell wieder hereingeſtürzt, wirft einen Stuhl um, ſtößt einen Tiſch, der ihr im Wege ſteht, auf die Seite, ſo daß zwei darauf-ſtehende Taſſen herunterfallen, und ruft ſo laut ſie kann in einem Athem:

»Frau Gräfin! Frau Gräfin! Ich bringe eine frohe

Digitized by Google

Nachricht! Ein Cavalier zu Pferde kommt die Allee herauf — es iſt unſer guter gnädiger Herr.«

»Und das iſt Alles, was Du zu ſagen haſt?« fragt Florentine, während ihre Tochter den Stuhl und die Scherben der zerbrochenen Taſſen aufhebt.

»Nun, ich dächte doch, es wäre genug.«

»Aber das iſt ja ein bloße Statiſtenrolle.«

»Nun, ich ſoll mich ja auch erſt an die Bühne gewöhnen.«

»Wirſt Du dann auch beim Auftreten Stühle und Taſſen umwerfen wie hier?«

»Ach nein! Ich werde blos Alles auf die Seite ſtoßen, was mir im Wege ſteht. Ich wollte Euch blos eine Idee von meinem Auftreten geben. Soll ich es noch einmal machen?«

»O nein, es verlohnt nicht der Mühe.«

»Habe ich meine Rolle gut geſprochen?«

»Ich finde nur, daß Du Alles ſo ſchnell ſprichſt, daß man kaum weiß, was Du willſt.«

»So muß es auch ſein. Herr Casnage hat es mir ſo einſtudirt. »Nur Feuer, Feuer,« ſagt er. »Auf dem Theater kann man deſſen nie zu viel haben!«

»Und wann wirſt Du mit dieſer ſchönen Rolle auftreten?«

»Heute Abend, liebe Freundin; ſchon heute Abend, und ich komme ausdrücklich, um es Dir zu melden, weil ich hoffe, daß Du auch da ſein wirſt, um mein Talent zu beurtheilen. Ich freue mich, daß meine Pathe auch da iſt, denn Du wirſt ſie jedenfalls mitbringen. Sie wird mich ſpielen

Digitized by Google

ſehen; es iſt dies eine Gelegenheit, die Ihr Euch nicht entgehen laſſen dürft.«

Florentine ſcheint nachzudenken. Honorine betrachtet ihre Mutter und man ſieht, daß ſie mit Ungeduld die Antwort derſelben erwartet.

»Meine Tochter iſt noch nie im Theater geweſen,« ſagte endlich die junge Mutter, »und ihr Pathe hat mir gerathen, zu warten, bis ſie ein wenig älter iſt, ehe ich ſie dahinführe.«

»Aelter! Wozu denn? Iſt ſie vielleicht nicht groß und verſtändig genug, um zu beurtheilen, was ſie ſieht? Sie iſt nun bald fünfzehn Jahre alt, ſieht aber aus wie achtzehn. Nach meiner Anſicht muß ſie jetzt oder niemals ins Theater geführt werden. Ich für meine Perſon bin ſchon von meinem zweiten Jahr an hineingegangen und habe mir die Scenen, wo gegeſſen ward, trefflich gemerkt. Sag' einmal ſelbſt, Honorine, wird es Dir nicht Vergnügen machen, in's Theater zu gehen und mich ein Landmädchen ſpielen zu ſehen?«

»Ach ja, aber Mama muß auch erſt damit einverſtanden ſein.«

»Und Du ſpielſt auf dem Gaîté-Theater?«

»Ja, in der Gaîté. Dort, gleich gegenüber von hier. Der Weg bis dahin wird Dich nicht ermüden. Wenn Du Madame Saqui wäreſt, ſo gingeſt Du auf einem Seile hinüber. Uebrigens iſt das Theater Gaîté jetzt im Innern ſehr ſchön und nicht mehr eine Art Scheune wie früher. Es iſt ſehr hübſch eingerichtet. Auf der erſten Gallerie werdet Ihr ſein wie zu Hauſe.«

»Wird es Dir wirklich Vergnügen machen, Honorine, in's Theater zu gehen?« fragte die Mutter.

Digitized by Google

»Ach ja, Mama, beſonders wenn ich mit Dir gehen kann.«

»Nun gut, dann wollen wir Turlure debutiren ſehen.«

»Bravo, das nenne ich gut geſprochen! Ich hätte mich nicht zufriedengeben können, wenn Ihr meinem erſten Auftreten nicht beigewohnt hättet. Nun muß ich aber machen, daß ich fortkomme, denn ich habe noch an meinem Coſtüm zu thun.«

»Bekommſt Du dieſes nicht vom Theater geliefert?«

»Allerdings, aber man bekommt da nicht immer Sachen von der erſten Friſche und ich möchte mich gern recht ſchön machen. Ich werde mir ein Häubchen fertigen, welches Euch gewiß gefallen wird. Alſo, Kinder, findet Euch möglichſt zeitig ein, damit Ihr einen guten Platz bekommt.«

»Was wird denn gegeben?«

»Erſt zwei kleine einactige Vaudevilles und dann das große Melodrama, in welchem ich ſpiele. Ich trete aber blos im erſten Act auf. Ach, mein Gott, wie lang wird mir noch die Zeit werden, bis es Abend wird! Heute ſoll ich alſo auf einem wirklichen Theater ſpielen. Es gibt Augenblicke, wo ich zu träumen glaube. Es iſt die höchſte Zeit, daß es ein Ende nimmt. Ich ſchlafe nicht mehr, ich eſſe nicht mehr, ich denke nur an meine Rolle: Frau Gräfin, ich bringe eine frohe Nachricht — Frau Gräfin —«

»Haſt Du denn aber wenigſtens Bourſiquet ein Billet gegeben, damit er Dich auch ſpielen ſehen kann?«

»Ach nein, das habe ich vergeſſen; er weiß aber, daß ich auftrete. Der ganze Boulevard weiß es, alle Welt ſpricht davon, wie ſollte er es nicht wiſſen? Ich bin über-

Digitized by Google

zeugt, daß er kommen wird. — Frau Gräfin — es ist unser guter, gnädiger Herr! — ich bringe eine frohe Nachricht — zu Pferde die Allee herauf!« — O, ich weiß meine Rolle. Ich weiß sie nur zu gut, ich habe sie immer im Kopfe. Ich kann gar nicht weiter sprechen. Eben war ich bei der Schnitthändlerin und sagte: Frau Gräfin, geben Sie mir ein rosenfarbenes Band in der Allee — zwei Ellen — eine frohe Nachricht — sie lachte mir geradezu in's Gesicht. Auf Wiedersehen, Florentine! Umarme mich, meine kleine Pathe — auf baldiges Wiedersehen, liebe Kinder!«

Und Turlure verläßt rasch die Zimmer und eilt die Treppe hinunter, indem sie fortwährend ruft: »Eine frohe Nachricht, Frau Gräfin! Eine frohe Nachricht.«

Sie sagt dies so laut, daß der Portier aus seiner Loge herauskommt und mehrere Miethbewohner mit den Köpfen zu den Fenstern hinausfahren.

Fünftes Capitel.

Im Theater.

Wenn man noch niemals im Theater gewesen ist, so ist es ein großes Glück, ja beinahe ein Ereigniß im Leben, zu wissen, daß man dieses so allgemein beliebte Vergnügen genießen soll, und wenn dieses Vergnügen einem fünfzehnjährigen jungen Mädchen versprochen wird, so ist die Freude noch viel größer, das Vergnügen, welches man sich verspricht, noch weit umfassender, denn in diesem Alter sind

Digitized by Google

die geringsten Zerstreuungen ein Glück und man bedarf noch so wenig, um glücklich zu sein.

Honorine macht es sich zu einem förmlichen Fest, daß sie ins Theater gehen und ihre Pathe spielen sehen soll, und Florentine, welche die Gefühle ihrer Tochter stets theilt, sieht mit Vergnügen die Freude, die in ihren Augen strahlt, und freut sich daher selbst auf die für diesen Abend beschlossene Partie.

Beide machen eine einfache, aber geschmackvolle Toilette. Niemand würde in der jungen Frau, welche einen Hut und einen hübschen Shawl so anmuthig und ungezwungen trägt, eine ehemalige Orangenhändlerin errathen.

Es gibt aber einmal bevorrechtete Wesen, welche sofort die Haltung und Tournüre ihrer Stellung annehmen und übrigens muß man bedenken, daß Florentine auch schon, als sie Orangen verkaufte, weder die gemeinen Manieren, noch die ordinäre Ausdrucksweise der meisten solcher Damen besaß, und daß man schon damals sehen konnte, sie sei nicht an ihrem Platze.

Honorine ist reizend. Ihre großen schwarzen Augen strahlen von einem Glanze, welcher durch die langen, beschattenden Wimpern kaum gemindert wird. Ihr frischer, rosiger Mund hat jenen Ausdruck von Freimüthigkeit, der gleichwohl ganz frei ist von jener Unbeholfenheit oder Beschränktheit, die man so oft auf dem Munde eines jungen Mädchens wahrnimmt. Es ist mit einem Worte schwierig, dieses reizende Gesicht, diesen wohlgeformten Wuchs, diesen niedlichen Fuß, diesen zierlichen Gang und alles dies, was Honorine zu einer auffallenden Schönheit macht, nicht zu bewundern.

Digitized by Google

So wie sie jetzt an Florentinens Arm einhergeht, würde Niemand glauben wollen, daß es ihre Mutter sei, die sie begleitet, denn die eine, die immer noch schön ist, scheint kaum siebenundzwanzig und die andere, schon groß und entwickelt, wenigstens achtzehn Lebensjahre zu zählen.

Die beiden Damen nehmen Platz in der ersten Gallerie. Sie kommen noch zeitig genug, um sich in die vorderste Reihe setzen zu können und es dauert nicht lange, so sind sie blos noch mit dem beginnenden Schauspiel beschäftigt.

Das Haus füllt sich mittlerweile immer mehr und der zweite Rang ist eben so besetzt wie der erste.

Hinter der Mutter und ihrer Tochter hat ein Herr Platz genommen, welcher nahe an die Sechzig alt sein muß, aber noch sehr munter aussieht und dessen Haltung und Manieren große Ansprüche auf Jugendlichkeit verrathen.

Dieser Herr, dessen Kleidung sehr elegant und für sein Alter vielleicht allzu gesucht ist, trägt das Haar auf eine Weise, die längst nicht mehr Mode ist, nämlich in einen kleinen Zopf gebunden und gepudert, obschon es ohnehin beinahe ganz weiß ist.

Hierzu denke man sich einen kohlschwarzen Backenbart, ebenso schwarze Augenbrauen, ein dunkelrothes Gesicht, kleine Katzenaugen, eine mit Tabak gefüllte Adlernase, einen schmalen, zusammengekniffenen Mund, keine Zähne, dafür aber ein Kinn, welches die Nase überragt, und man hat das Bild dieses Mannes, der, nachdem er Mutter und Tochter lange von Weitem lorgnettirt, endlich hinter ihnen Platz genommen hat.

Bald hält er sich hinter Florentine, bald rückt er ein

Digitized by Google

wenig auf die Seite, um hinter Honorine zu kommen, und fährt mit dieſem Manöver ziemlich lange fort, wobei er noch oft den Hals ausſtreckt, um wo möglich Florentinens durch ihren Hut verdeckte Züge zu ſehen.

Endlich bleibt er unmittelbar hinter der Tochter, als dieſe, nachdem ſie ihren Hut abgenommen, ihr reizendes Geſichtchen ſehen läßt.

Der alte Herr thut alles Mögliche, um die Aufmerkſamkeit der vor ihm ſitzenden Damen zu erwecken. Er bewegt ſich unaufhörlich, ſummt und trällert vor ſich hin, huſtet, ſchnupft, knackt Bonbons und fängt endlich an mit ſich ſelbſt zu ſprechen.

»Man ſitzt hier ſehr ſchlecht,« ſagt er. »Der Saal iſt häßlich, indeſſen für ein kleines Boulevardtheater immer noch gut genug. Nicolet's Theater war mir lieber. — Man nannte es früher die »großen Tänzer des Königs«. Ich möchte wiſſen, warum man dieſen Namen in Wegfall gebracht hat. Man ſollte die Directoren zwingen, ihn wieder anzunehmen und ein Seil ſpannen zu laſſen, welches von der Bühne durch den ganzen Zuſchauerraum reichte. O, man wird auch bald darauf zurückkommen. In allen Boulevardtheatern ſollte es Seiltänzer geben.«

Mutter und Tochter ſchenken den Worten des alten Herrn keine weitere Beachtung, als daß ſie, durch dieſes fortwährende Geſumm vor ihren Ohren gelangweilt, oft einen Blick wechſeln, welcher bedeutet: »Wird denn dieſer Herr nimmermehr ſchweigen?«

Es kommt noch eine Perſon, welche neben dem alten Herrn Platz nimmt. Es iſt diesmal aber ein ſchöner, wohlgewachſener junger Mann mit einem gleichzeitig ernſten und

Digitized by Google

ſanften Geſichte. Seine Augen ſind dunkelblau, ſein Haar iſt kaſtanienbraun, ſeine Naſe gerade und griechiſch, ſein Geſicht oval und die Farbe desſelben ein wenig braun. Er trägt einen kleinen Schnurrbart und in ſeinem Knopfloche ſieht man das rothe Band, mit welchem der Kaiſer Tapferkeit und Verdienſt belohnte. Obſchon dieſer junge Mann kaum fünfundzwanzig Jahre zu zählen ſcheint, ſo läßt doch in ihm Alles den ehemaligen Militär errathen.

Er trägt eine ſchwarze Halsbinde, ſein blauer Ueberrock iſt von oben bis unten zugeknöpft und er hat jene gerade ſtolze Haltung, welche der Soldat faſt immer bewahrt, ſelbſt wenn er Civilkleider trägt.

Der junge Mann ſetzt ſich hinter Florentine. Er ahmt allerdings nicht die Pantomimen ſeines Nachbars nach, um ihr in's Geſicht zu ſehen, aber ſeine Blicke können doch nicht verfehlen, ſich zuweilen auf Honorine zu richten, und es wäre zu verwundern, wenn er, nachdem er dieſe reizenden Züge geſehen, nicht oft den Wunſch empfände, ſie noch einmal zu betrachten.

Dem alten Herrn mit dem Zopfe ſcheint es ſehr unlieb zu ſein, daß dieſer junge Mann ſich neben ihn geſetzt hat. Er betrachtet ihn mit gerunzelter Stirn, er ſucht ſich möglichſt auszubreiten, um recht viel Platz wegzunehmen, und möchte ihn verhindern, ſich hinter Florentine zu ſetzen.

Der junge Mann mit dem Orden ſchiebt aber den Hut und das Tuch, welches man auf die Bank gelegt hat, zurück, und nimmt den auf dieſe Weiſe freigewordenen Platz ein.

Der alte Herr dreht ſich herum und ruft in grobem Tone:

Digitized by Google

»Ich bitte mir aus, daß Sie meinen Hut und mein Tuch nicht so zerknittern.«

»Und ich bitte Sie, mein Herr, Ihre Sachen an sich zu nehmen, damit ich mich setzen kann. Dieser Platz ist noch frei; die Schließerin hat es mir gesagt. Sie haben nicht das Recht, Ihren Hut hier stehen zu lassen.«

»Ich hätte nicht das Recht? Ich sage Ihnen, mein Herr, daß ich stets das Recht habe, zu thun, was mir Vergnügen macht.«

»Wenn es andere Leute nicht genirt, sollte ich meinen.«

Der gepuderte Herr nimmt jedoch seinen Hut an sich, stellt sich ihn auf die Knie und murmelt vor sich hin:

»Bandit von der Loire! Soldat des Usurpators! Ich wollte darauf wetten, daß es einer ist! — Ein rothes Band — in diesem Alter — es ist wirklich mitleiderregend.«

Der alte Herr trägt jedoch Sorge, Alles dies so leise zu sprechen, daß nur er selbst es hören kann. Uebrigens bekümmert sich der junge Mann, sobald er einmal Platz genommen, nicht im Mindesten mehr um seinen Nachbar, weicht ihm aber auch nicht um einen Zoll breit.

Um sich zu rächen, schmaust der alte Herr Bonbons, schnupft, niest auf eine für seine ganze Umgebung sehr unangenehme Weise und ruft jeden Augenblick:

»Wie erbärmlich doch diese Schauspieler sind! Da wären mir Nicolet's Seiltänzer viel lieber.«

Man spielte jetzt das zweite kleine Stück.

Es war ein Vaudeville und der Verfasser hatte nicht verfehlt, einige Couplets zu Ehren der französischen Armee anzubringen, welche unter dem Kaiserreiche so schöne Siege erfochten hatte.

Digitized by Google

Diese Couplets wurden von dem Publicum allemal mit großem Beifall aufgenommen, erstens, weil der Franzose den Ruhm liebt, und zweitens, weil er sein größtes Glück darin findet, Opposition zu machen. Zu jener Zeit konnte es aber der neuen Regierung durchaus nicht schmeichelhaft sein, die Waffenthaten des Kaiserreiches rühmen zu hören.

Ein Couplet, welches noch besser gedrechselt war als die andern, war so eben zu Ehren der Sieger von Austerlitz, Eylau und Wagram gesungen worden. Man applaudirte wie toll und der junge Mann verfehlte ebenfalls nicht, das Vergnügen an den Tag zu legen, welches der Gesang ihm machte.

Der alte Puderkopf aber geberdete sich auf seiner Bank sehr zornig.

»Ja wohl, applaudirt nur, ich habe nichts dagegen. Ha, man sollte es nicht glauben! — Diese Esel! Diese Dummköpfe!«

Der junge Mann applaudirt noch stärker, während er seinem Nachbar keineswegs sanfte Blicke zuwirft. Es dauerte nicht lange, so ruft das Publicum »Da capo« und der Herr mit dem Zopfe schreit:

»Nein, nein! — Einmal ist genug oder vielmehr schon zu viel!«

Der Da capo-Ruf wird jedoch beachtet, und der Schauspieler beginnt sein Couplet von vorn.

Der alte Herr zieht nun einen kleinen Schlüssel aus der Tasche und entlockt demselben einen dünnen, aber ziemlich gellenden Pfiff, bis sein junger Nachbar ihn plötzlich am Arme ergreift, ihm den Schlüssel, den er auf die Seite wirft, entreißt und zu ihm sagt:

Digitized by Google

»Ich verbiete Ihnen, zu pfeifen.«

»Wie! was! Sie verbieten es mir? Ich habe meinen Platz bezahlt, mein Herr, und Jeder, der seinen Platz bezahlt, hat das Recht zu pfeifen, wie es ihm beliebt. Es ist dies ein Recht, welches man an der Thür kauft, und —«

»Und ich, ich sage Ihnen, daß Sie dieses Couplet nicht auspfeifen werden.«

Mittlerweile hat sich ein Theil des Parterre erhoben und man ruft von allen Seiten:

»Nieder mit dem Pfeifer! hinaus mit dem Pfeifer!— hinaus!«

Da der alte Herr sieht, daß er nicht der Stärkere sein wird, so entschließt er sich, zu schweigen. Es wird wieder ruhig, das Couplet wird wiederholt und dann noch einmal enthusiastisch beklascht.

Mittlerweile sucht der alte Herr seinen Schlüssel, der unter die Bank gefallen ist.

Florentine und ihre Tochter hatten sich, als der junge Mann dem Pfeifer den Schlüssel entrissen, umgedreht. Sie fürchten einen Augenblick lang, daß es zu Thätlichkeiten kommen könne und werfen einen bittenden Blick auf den fünfundzwanzigjährigen ehemaligen Militär.

Honorine bemerkt nun das hübsche Gesicht dieses Herrn, denn ein Mädchen von fünfzehn Jahren wird stets durch äußere Vortheile verführt.

Nachdem der Zwist beigelegt ist, beschäftigen die beiden Damen sich jedoch nur noch mit dem Schauspiel.

Im Zwischenacte jedoch sagt Honorine leise zu ihrer Mutter:

»Der junge Mann, der hinter Dir sitzt, hat den alten

Digitized by Google

Herrn, welcher fortwährend ſchwatzte, richtig zum Schweigen gebracht. Ich freue mich darüber; aber warum wollte nur der Alte durchaus pfeifen, während alle Welt applaudirte?«

»Wahrſcheinlich iſt es einer jener mit Ludwig dem Achtzehnten zurückgekehrten Ultraroyaliſten, welche allemal ganz wüthend werden, wenn man von den Siegen des Kaiſerreiches ſpricht.«

»Aber der Graf, mein Pathe, iſt doch auch Royaliſt und ſpricht von dieſen Siegen ſtets mit großem Lobe.«

»Weil dein Pathe ſein Vaterland ſtets geliebt und dem Muth und der Tapferkeit der Franzoſen ſtets Anerkennung gezollt hat.«

»Aber, Mama, wann wird denn Turlure auftreten?«

»Nun ſogleich, in dem Stück, welches jetzt folgt. Sie hat uns geſagt, daß ſie gleich im erſten Act erſcheint. Die arme Turlure! Es iſt mir bange um ſie.«

»Ach, Mama, wenn dieſer alte garſtige Herr hinter mir ſie auspfiffe, dann würde ich es machen wie dieſer junge Mann und ihm den Schlüſſel aus den Händen reißen.«

»Das wäre allerdings nicht übel! Darf wohl je ein Mädchen oder eine Frau ſich in einen öffentlichen Zank miſchen? Du wirſt Dich ganz ruhig verhalten und nicht von der Stelle rühren. Ich will es.«

»O, Mama, natürlich werde ich thun, was Du mir befiehlſt. Wer iſt denn dieſer Herr im Parterre, der Dich jetzt grüßte?«

»Es iſt Herr Bourſiquet, derſelbe, welcher deine Pathe ſo ſehr liebt und gern heiraten möchte. Sie will ihn aber nicht.«

Digitized by Google

»Er ſchneuzt ſich ſo oft, daß man meinen ſollte, er weine. Er befindet ſich in gewaltiger Gemüthsaufregung weil Turlure nun auftreten ſoll. Der arme Junge! In ſeiner Nähe möchte ich es Niemanden rathen zu pfeifen!«

Endlich beginnt das Melodrama. Es iſt ein weinerliches Rührſtück und das Publicum der Gaîté, welches von jeher gern geweint hat, beginnt die Taſchentücher zu ziehen.

Der Herr mit dem Haarzopf murmelt jeden Augenblick:

»Elend! — erbärmlich! — abgeſchmackt! Ich bereue nur, daß ich nicht zu Madame Saqui gegangen bin. Da hätte ich wenigſtens auf dem Seile tanzen ſehen.«

Seitdem jedoch der junge Nachbar des alten Herrn dieſen zum Schweigen gebracht hat, macht derſelbe ſeine Bemerkungen weniger laut und incommodirt folglich ſeine Umgebung in minderem Grade als vorher.

Endlich kommt der Augenblick, wo Turlure auftreten ſoll. Die Gräfin iſt in ihrem Schloß, umgeben von ihren Vaſallen, welche ihr Blumenſträuße überreichen. Sie weiſt dieſelbe mit wehmüthiger Miene zurück, denn ſie iſt beſorgt um das Schickſal ihres Gemals.

Plötzlich verkündet die Muſik ein unvorhergeſehenes Ereigniß.

In der That kommt ein Landmädchen ganz außer ſich und athemlos herbeigeeilt.

Dieſe Rolle iſt die, welche Turlure ſpielen ſoll.

Die Debütantin kommt mit ſolcher Haſt auf die Bühne herausgeſtürzt, daß ſie an zwei ihr im Wege ſtehende Statiſtinnen anrennt. Die eine derſelben wird von einem Sta-

Digitized by Google

tiſten, ihrem Nachbar, mit kräftigem Arm feſtgehalten und vor dem Fallen bewahrt. Die andere ſchlägt eine Pirouette, welche ſie damit beendet, daß ſie ſich an eine Couliſſe anklammert.

Alles dies aber vermag das Feuer der Debütantin nicht zu dämpfen und ſie bleibt erſt vor dem Souffleurkaſten ſtehen.

Hier richtet ſie die Augen auf die Zuſchauer im Paradies und ruft aus:

»Ich bringe eine frohe Nachricht, Frau Gräfin, eine frohe Nachricht! So eben kommt ein Pferd die Allee herauf — das iſt unſer guter gnädiger Herr.«

Das ganze Haus bricht in ein lautſchallendes Gelächter aus. Die auf der Bühne ſtehenden Schauſpieler können nicht umhin, es eben ſo zu machen wie das Publicum und Turlure iſt, als ſie ſieht, daß alle Welt lacht, überzeugt, daß man mit ihr zufrieden iſt, und fängt an zu lächeln und kokettirende Blicke in das Parterre zu werfen.

Plötzlich aber ruft eine grobe Stimme:

»Geh doch und verkaufe deine Gerſtenzuckerſtengel! Du kannſt ja nicht einmal vier Worte ordentlich ſprechen.«

Turlure ſchrickt zuſammen und weiß nicht, was für ein Geſicht ſie machen ſoll.

Zum Unglück für den Zuſchauer, welcher ſo eben ſeine Meinung auf dieſe Weiſe laut ausgeſprochen, ſitzt Bourſiquet hinter ihm. Dieſer ſpringt, wüthend, daß man ſeine Angebetete auf dieſe Weiſe zu ſchmähen wagt, auf, neigt ſich vorwärts und verſetzt dem einen ſolchen Angriff durchaus nicht Erwartenden einen Fauſtſchlag.

Digitized by Google

Der Geſchlagene dreht ſich natürlich ſofort herum, um ſeinen Gegner zu ſehen.

Bourſiquet fällt es nicht ein, ſich verſtellen zu wollen, ſondern er fährt fort auf den Kritiker loszuſchlagen, indem er zu ihm ſagt:

»Ach, Du findeſt alſo, daß ſie nicht ordentlich ſpricht. Komm einmal mit mir heraus, Grobian! Ich will Dich ſprechen lehren.«

Der Mann, welcher Turlure interpellirt hat, will die Schläge, die er empfangen, zurückgeben, aber Bourſiquet's Nachbarn legen ſich dazwiſchen, indem ſie ausrufen:

»Dieſer Herr hat Recht; dieſe Schauſpielerin weiß nicht, was ſie zu ſagen hat — ſie verdient ausgepfiffen zu werden.«

Die Claqueurs aber — denn es gab ſchon damals Claqueurs, wie ich denn überhaupt glaube, daß es deren ſtets gegeben hat und ſtets geben wird — die Claqueurs, ſagen wir, nehmen Bourſiquet's Partei und wollen nicht zugeben, daß man ihre ſchöne Gerſtenzuckerverkäuferin auspfeife.

Es folgt nun ein allgemeiner Kampf in dem Parterre zwiſchen den Parteigängern Turlure's und den Pfeifern.

Das Stück muß unterbrochen werden und da auch Frauen im Parterre ſitzen — das Theater der Gaîté hat ſtets Frauen den Zutritt ins Parterre geſtattet, — ſo erheben dieſe mit den Kämpfern untermiſchten Damen ein fürchterliches Geſchrei und rufen die Wache.

Während dies Alles vor ſich ging, ſtand Turlure immer noch mit erſtaunter Miene vor dem Loch des Souf-

Digitized by Google

fleurs, ohne darauf zu achten, daß man ihr aus der Coulisse zurief:

»Gehen Sie doch! Verlassen Sie die Bühne! Sie haben ja nichts weiter zu sprechen. Gehen Sie doch!«

Da der Regisseur sieht, daß die Debütantin nicht von der Bühne weicht, so entschließt er sich endlich, sie wegzuholen. Er faßt sie demgemäß beim Arme und zieht sie auf ziemlich unsanfte Weise in die Coulisse hinein.

Mittlerweile ist die Wache angekommen. Sie entfernt einige der Widerspenstigsten und namentlich Boursiquet, welcher zuletzt die ganze Welt durchprügeln möchte.

Nachdem auf diese Weise die erste Ursache des Crawalls entfernt ist, wird allmälig wieder Ruhe, die Kämpfenden setzen sich und das Stück hat seinen Fortgang.

Während des Kampfes waren Honorine die Thränen in die Augen getreten und sie hatte leise zu ihrer Mutter gesagt:

»Meine arme Pathe! Ach, Mama, was wird man ihr thun?«

»Nichts. Schweig doch! Wenn sie auf diese Weise von ihrer unglücklichen Leidenschaft für's Theater geheilt würde, so wäre dies ein wahres Glück für sie.«

Der Auftritt im Parterre hat dem alten Herrn mit dem gepuderten Haar viel Vergnügen gemacht und er hat von Zeit zu Zeit gerufen:

»Ah, jetzt schlägt man sich im Parterre. Das ist nicht übel! Wahrscheinlich ist dies eine Neuerung, die wir der Revolution verdanken. Ah, ich finde das in der That sehr fein.«

Niemand aber antwortet dem alten Herrn. Der erste

Digitized by Google

Act des Melodrama's ist zu Ende. Honorinens hübsches Gesicht ist ganz traurig geworden, seitdem man ihre Pathe so schlecht aufgenommen und ihre Mutter sieht sich genöthigt, sie zu trösten.

Der hinter Florentine sitzende junge Mann sagt nichts, aber er betrachtet die Damen und seine Augen begegnen, ohne daß er es zu verhehlen sucht, oft diesem reizenden Antlitze, welches durch eine Wolke der Schwermuth noch interessanter gemacht wird.

Der alte Herr mit dem gepuderten Haar lorgnettirt das vor ihm sitzende junge Mädchen ebenfalls sehr oft. Sobald sie den Kopf herumdreht, nähert er den seinigen und schleudert Blicke, die er ohne Zweifel für zündend hält, die aber Honorine blos veranlassen, den Kopf schnell wieder herumzudrehen.

Als er sieht, daß seine Blicke nicht erwiedert werden, will er auf andere Weise agiren.

Während des zweiten Actes rückt er mit seinen beiden Knien allmälig immer weiter vor, so daß die vor ihm sitzende Person dazwischengeklemmt wird.

Diese Knie geniren das junge Mädchen bedeutend, aber sie mag doch nicht sich darüber beklagen, denn sie glaubt, es sei im Theater vielleicht Sitte, so eingekeilt zu sitzen.

Die Geduld des reizenden Kindes macht jedoch den alten Lüstling nur noch dreister, und als er sieht, daß man den Druck seiner Knie erträgt, kommt er auch mit den Händen, die er bis jetzt auf den Knien liegen gehabt, näher, fährt damit über die schlanke Taille des jungen Mädchens und erlaubt sich dann, sie tiefer zu betasten, als plötzlich

Digitized by Google

eine kräftige Hand die seine packt und fest zusammendrückt, während eine gedämpfte Stimme zu ihm sagt:

»Sie sind ein alter Halunke. Ich habe Sie schon seit einigen Minuten beobachtet. Ich habe gesehen, wie Sie mit Ihren Knien diese junge Dame belästigten, welche nicht wagte, sich darüber zu beklagen, und jetzt wollen Sie Ihre Unverschämtheit sogar noch weiter treiben. Wenn Sie nicht so alt wären, so würde ich Sie auf ganz andere Weise züchtigen. Verhalten Sie sich aber ruhig und ziehen Sie Ihre Knie zurück, sonst werfe ich Sie zur Thür hinaus.«

Man erräth, daß diese Worte von dem jungen Militär gesprochen worden sind. Florentine und ihre Tochter hören dieselben. Beide danken ihm und Honorine gesteht, daß der hinter ihr sitzende Herr sie schon lange genirt hat.

»Warum hast Du das nicht gesagt?« ruft Florentine, »dann hätten wir uns einen andern Platz gesucht.«

»Ach Mama, ich wagte es nicht.«

Der alte Herr mit dem gepuderten Haar ist mittlerweile erst bleich, dann dunkelroth geworden und sagt zu seinem Nachbar:

»Mein Herr, Sie haben mich beleidigt. Dies kann nicht so hingehen. Ich bin nicht der Mann, den man ungestraft beleidigt.«

»Um so besser, mein Herr; ich bin vollkommen bereit, Ihnen Genugthuung zu geben.«

»Ja, ja, ich verstehe. Ihr Handwerk ist, sich zu schlagen. Ohne Zweifel sind Sie ein Soldat des Andern gewesen.«

»Wer ist der Andere, mein Herr? Ich möchte wissen, wen Sie unter dem Andern verstehen.«

Digitized by Google

»Schon gut, ſchon gut. Hier iſt meine Karte, mein Herr. Sie werden ſehen, mit wem Sie die Ehre gehabt haben zu ſprechen.«

»Und hier iſt die meinige, mein Herr; es iſt die eines Ehrenmannes.«

Die beiden Herren tauſchen ihre Karten aus. Dann, ſobald der zweite Act beendet iſt, beeilt ſich der alte Herr ſich zu entfernen.

»Ach, welch ein Glück! Wenn doch dieſer garſtige alte Herr nicht wiederkäme!« ruft Honorine aus.

»Seien Sie unbeſorgt, Mademoiſelle. Ich ſtehe Ihnen dafür, daß er nicht wiederkommen wird. Er muß ſich auch übrigens deſſen, was er gethan, allzuſehr ſchämen.«

»Aber Sie haben Ihre Karte mit dieſem Herrn gewechſelt,« ſagt Florentine. »Ich will hoffen, daß dieſer Zwiſt keine weiteren Folgen habe. Meine Tochter und ich wären außer uns, wenn wir die Urſache eines Zweikampfes werden ſollten.«

»Ob dieſer Vorfall Folgen haben wird, Madame, weiß ich nicht; auf jeden Fall aber glauben Sie mir, daß ich mich ſtets glücklich ſchätzen werde, der Vertheidiger und Beſchützer der Damen zu ſein. Es iſt dies ein Amt, welchem ich niemals entſagen werde.«

»Mein Gott, Mama, ſchlagen die Männer ſich denn, wenn ſie Karten wechſeln?«

»Allerdings zuweilen, meine Tochter.«

»Ach, laſſen Sie uns doch ſehen, was auf der Karte ſteht, welche der alte Herr mir gegeben und die mir ſo viel Reſpect einflößen ſoll.«

Digitized by Google

Mit dieſen Worten zieht der junge Mann die Karte, die er in die Taſche geſteckt, wieder heraus und lieſt:

»Vicomte Oreſtes de la Paliſſonnière, ehemaliger Mundſchenk des Königs! Ah, ah! Paliſſonnière — ja ja, dieſer Herr ſtammt wahrſcheinlich von dem berüchtigten La Paliſſe ab. Ich mag aber die Karte betrachten, wie ich will, ſo ſehe ich keine Adreſſe darauf. Wie will denn der Herr Vicomte Oreſtes, daß ich meine Secundanten zu ihm ſchicke, wenn ich nicht weiß, wo er wohnt?«

»Nun, um ſo beſſer,« ſagt Florentine. »Auf dieſe Weiſe werden Sie ſich wenigſtens nicht ſchlagen.«

»Aber ich, Madame, habe keine Karten ohne Adreſſe und wenn dieſer Herr Vicomte de la Paliſſonnière wirklich Luſt hat, von mir eine Satisfaction zu fordern, ſo wird es nur auf ihn ankommen. Er weiß, wo er mich finden kann.«

»Was ſteht denn auf Ihrer Karte?« fragte Honorine, hat aber dieſe Worte nicht ſobald heraus, als ſie auch ſchon feuerroth wird, denn ſie fühlt, daß ſie eine Indiscretion begangen.

Ihre Mutter verweiſt ihr dieſelbe in gütigem Tone, indem ſie zu ihr ſagt:

»Aber Honorine, mit welchem Recht fragſt Du dieſen Herrn, was auf ſeiner Karte ſteht? Schickt ſich das wohl? Wenn Du nicht noch Kind wäreſt, ſo würde ich Dich tüchtig ausſchelten.«

»Ach, Madame, ſchelten Sie das Fräulein nicht aus. Dieſe Frage war ganz in der Ordnung und ich finde es natürlich, daß Ihre Tochter zu wiſſen wünſcht, mit wem ſie ſpricht. Mademoiſelle, auf meiner Karte ſteht: Ernſt Di-

Digitized by Google

dier, ehemaliger Lieutenant im 29. Linienregiment, Faubourg Montmartre, 17.

»Dann sind Sie also Militär, mein Herr,« sagte Florentine, »schon Offizier und decorirt, obwohl Sie noch sehr jung sind.«

»Ich bin vierundzwanzig Jahre alt. Ich trat 1811 in den Dienst. Damals zählte ich achtzehn Jahre. Ich habe die sämmtlichen letzten Feldzüge mit dem Kaiser mitgemacht. Bei Leipzig ernannte er mich zum Lieutenant und verlieh mir den Orden, gegenwärtig aber bin ich nichts mehr.«

»Warum dienen Sie nicht noch fort?« fragte Florentine.

»Madame, der Kaiser war mein Abgott und ich wechsle die Religion nicht gern.«

»So ist es recht!« ruft Honorine und ihre Mutter sieht sich abermals genöthigt, sie mit dem Knie zu stoßen, um ihr bemerklich zu machen, daß sie ihre Meinung ein wenig zu voreilig ausspricht.

Während des Restes der Vorstellung fährt Ernst Didier, da wir nun seinen Namen wissen, fort, mit der Mutter und der Tochter zu plaudern, aber stets mit jener Zurückhaltung und jener unverbrüchlichen Höflichkeit, welche einen Mann von guter Erziehung verräth.

Die Vorstellung ist aus. Man verläßt das Theater und der junge Mann geht neben den beiden Damen her.

Als sie auf den Boulevard kommen, sagt er zu Florentine:

»Wenn Sie keinen Cavalier haben, Madame, so würde ich es als ein Glück betrachten, wenn ich Sie bis zu Ihrer Wohnung geleiten dürfte.«

»Wir danken Ihnen herzlich, mein Herr,« antwortet

Digitized by Google

Florentine; »wir wohnen aber gerade gegenüber und brauchen blos den Boulevard zu überschreiten, um zu Hause zu sein. Empfangen Sie nochmals unsern Dank, mein Herr, für den Schutz, den Sie uns heute Abend im Theater haben angedeihen lassen.«

Mit diesen Worten verneigen sich Florentine und ihre Tochter und überschreiten dann leichtfüßig die Chaussée. Der junge Offizier verneigt sich tief und ehrerbietig, bleibt stehen und folgt den beiden Damen mit den Augen.

Sechstes Capitel.

Der Baron von Sternitz und der Major von Krautberg.

Der Vicomte de la Palissonnière war ein wirklicher Edelmann, aber von der Zahl derjenigen, welche zu jener Zeit royalistischer sein wollten als der König.

Im Jahre 1790 war er ausgewandert und hatte alle jene alten Gewohnheiten und lächerlichen Vorurtheile mitgenommen, wovon die Franzosen jetzt nichts mehr wissen wollten.

Im Auslande hatte der Vicomte Feuer und Flammen gegen die Parteigänger der Revolution gespieen, aber dabei war sein Eifer stehen geblieben, und obschon er manchmal ausgerufen: »Wir werden diese Rebellen besiegen,« so war er doch in keines jener Armeecorps getreten, welche

Digitized by Google

die Condé's, die Bouillé's und der ganze ausgewanderte Adel errichteten.

Mit Ludwig dem Achtzehnten nach Frankreich zurückgekehrt, hatte er alle die alten Sitten und Marotten, die er mit in die Verbannung genommen, wieder zurückgebracht. Er glaubte und wünschte Paris so wiederzufinden, wie es vor der Einnahme der Bastille gewesen. Jede Veränderung, auf die er stieß, reizte seinen Zorn und er war deshalb sehr oft bei schlechter Laune.

Dem alten Sprichwort gemäß, welches sagt: »Wer weit herkommt, hat gut lügen,« behauptete der nach Paris zurückgekehrte ehemalige Mundschenk ohne Weiteres, er habe sehr viel zur Wiederherstellung der Monarchie der Bourbons beigetragen, in mancher Schlacht dafür gefochten und sein Blut vergossen.

Eine solche Persönlichkeit mußte natürlich in dem Hause des Bankiers Rigoulotini mit offenen Armen empfangen werden. Die Frau des Bankiers, ehemals Fräulein von Hautefutaie, empfing mit ihrem anmuthigsten Lächeln den Vicomte Orestes, der ihr die Hand küßte und sich auf Hofmanier verneigte, so wie Gardel es seine Schüler lehrte und wie man es jetzt nirgends mehr sieht oder versteht.

Bei dem Bankier sprach der Vicomte vorzüglich gern von seinen heldenmüthigen Leistungen und den schönen Waffenthaten, welche er im Auslande vollbracht.

Rigoulotini hörte dies Alles an, ohne eine Miene zu zucken und wie ein Mann, dem dies höchst egal ist. Seine hochadelige Gemalin aber ließ fortwährend ein bewunderndes »o!« oder »ah!« hören und drückte oft die Hand des Vicomte mit Wärme, indem sie ausrief:

Digitized by Google

»Ha, Sie sind ein großherziger Edelmann! Sie sind würdig, von Gottfried von Bouillon abzustammen.«

Der ehemalige Mundschenk war auch in der That der Meinung, daß er von einem Bouillon abstammen müsse.

Dennoch aber fanden seine Geschichten nicht bei allen Leuten dieselbe vertrauensvolle Aufnahme wie bei dieser Dame, und mehr als einmal hatten selbst unter alten Emigranten, wie er, mehrere angefangen zu lachen, wenn der Vicomte von seinen Heldenthaten erzählte, und einige hatten sogar ausgerufen:

»Dieser Teufelskerl von Palissonnière! Glaubt er uns solche Dinge weiß machen zu können?«

Wenn Orestes dergleichen Bemerkungen hörte, so beeilte er sich zu verschwinden, um andere Zuhörer zu suchen. Eines Tages aber, als er in einem Kreise, unter welchem viele Fremde sich befanden, wieder einmal haarsträubende Geschichten von den Gefahren erzählte, die er in einem Gefecht bestanden, bei welchem Larochejacquelein das Commando geführt, war er nicht wenig überrascht, sich ins Ohr flüstern zu hören:

»Ganz recht — ich erinnere mich. Sie schlugen sich bei jener Gelegenheit wie ein Löwe. Wohl zwanzigmal waren Sie nahe daran, getödtet zu werden. Ich weiß es wohl, denn ich war auch dabei und glaube sogar dort einige Säbelhiebe davongetragen zu haben, die für Sie bestimmt waren.«

Herr de la Palissonnière dreht sich um, um zu sehen, wer dieser Mann ist, der ihn in einem Gefecht gesehen haben will, welchem er gar nicht beigewohnt hat.

Er sieht einen Mann von schönem Wuchse mit beinahe

Digitized by Google

weißem Haar, grauem Bart, ſchönem Geſicht, ſehr ſchwarzen Augen und im Allgemeinen ſehr ſchönen Zügen, obſchon dieſelben durch eine ungeheuere Narbe verunſtaltet werden, welche ſich vom untern Theile ſeiner linken Wange bis unter das Auge in den Naſenwinkel hineinzieht.

Dieſer Herr, deſſen Geſichtsausdruck ein ſehr ernſter iſt, ſcheint ungefähr fünf- bis achtundfünfzig Jahre zu zählen. Er iſt ſehr elegant gekleidet, hält ſich ſehr gerade und trägt in ſeinem Knopfloche eine kleine Brochette, an welcher eine große Menge ausländiſcher Ordensdecorationen hängen.

Oreſtes verneigt ſich gegen den Herrn und dieſer gibt den Gruß zurück, indem er ſagt:

»Sie können ſich nicht auf mich beſinnen, Herr Vicomte. Ich finde das ſehr begreiflich. In dem Handgemenge, in der Hitze des Kampfes hat man nicht Zeit, ſeine Umgebung lange ins Auge zu faſſen. Ich bin der Baron von Sternitz. Ich habe Ihrer Sache mit Eifer gedient, obſchon ich nicht Franzoſe bin.«

»Herr Baron, ich mache Ihnen mein Compliment. Ich fühle mich durch dieſe Begegnung nicht wenig geſchmeichelt. Alſo Sie erkennen mich?«

»Ja wohl, ganz genau, und zwar um ſo mehr, als ich ſchon bei einer andern Affaire mit Ihnen zuſammengetroffen war. Ich glaube, es war bei Quiberon. Waren Sie nicht mit bei Quiberon?«

»Ja wohl, ja wohl — freilich war ich mit dort,« antwortet der Vicomte, welcher bei ſich ſelbſt ſagt: »Dieſer Baron hält mich ohne Zweifel für einen Anderen, der mir täuſchend ähnlich ſieht. Ich werde mich aber wohl hüten,

Digitized by Google

ihm seinen Irrthum zu benehmen, denn seine Bemerkungen werden mich sogar in ein sehr vortheilhaftes Licht stellen.«

»Sehr richtig; dort war es. — Herr Major von Krautberg, nicht wahr, es war bei Quiberon, wo wir diesen französischen Edelmann bemerkten, der sich schlug wie ein Verzweifelter?«

Eine neue Person tritt heran. Es ist ein Mann, dessen Alter schwer zu errathen ist. Sein Bart ist so groß, daß für sein Gesicht nicht viel Platz mehr übrigbleibt, und seine ungeheuern Augenbrauen, welche über der Nase zusammenlaufen, verleihen ihm ein grimmiges Ansehen, welches ihm Aehnlichkeit mit einer illuminirten Abbildung des ewigen Juden gibt. Nur hat er eine sehr dicke und beinahe violette Nase, welche nach unten zu sich in seinen Schnurbart verliert und oben mit den Augenbrauen zusammenstößt. Diese Nase scheint auf diesem bärtigen Gesichte gar nicht am rechten Orte zu sein und Alles dieses bildet zusammen ein Ganzes, welches durchaus keinen angenehmen Eindruck macht.

Dieser Mann, welcher auf den Namen Major von Krautberg hört, tritt mit gemessenem Schritte vor und antwortet mit einer Stimme, die aus der tiefsten Kehle herauf zu kommen scheint und in welche sich ein deutscher Accent mischt, der zuweilen an's Provençalische streift:

»Ja, ja, es war bei Quiberon, aber er fiel.«

»Was, er wäre gefallen? Sie irren sich, Herr Major, denn hier sitzt ja dieser Herr. Sehen Sie ihn nur genau an.«

»Ja, zum Teufel, es ist wahr. Ganz recht, das ist der Herr. Ich glaubte aber wirklich, er sei gefallen.«

»Mein Doppelgänger wird gefallen sein,« sagt der Vicomte bei sich selbst. »Um so besser, dann kann er nie-

Digitized by Google

mals den Ruhm, mit welchem er mich überhäuft, für sich in Anspruch nehmen. Das trifft sich sehr glücklich.«

Und der ehemalige Mundschenk verneigt sich sehr graziös gegen den Major von Krautberg und sagt:

»Ah, dieser Herr war also auch mit bei Quiberon?«

»Ja, ja.«

»Wir hatten dort kein Glück,« hebt der Baron wieder an, »aber dies thut den schönen Waffenthaten, welche dort geschahen, keinen Eintrag. Ich war ein vertrauter Freund des Grafen von Hermilly, welcher, wie Sie wissen, das Emigrantencorps commandirte, welches bei Quiberon landete.«

»Ja, es war wirklich der Graf von Hermilly, welcher das Commando führte.«

»Unglücklicherweise hatten wir den General Hoche zum Gegner, einen alten Haudegen, der uns tüchtig ablaufen ließ. Indessen das thut, wie ich sagte, den schönen Waffenthaten der Besiegten keinen Eintrag.«

»Nein, gewiß nicht; das Verdienst wird dadurch nicht geschmälert — im Gegentheile. Und Sie sahen mich dort?« fragt der Vicomte.

»Wir sahen Sie und bewunderten Sie, nicht wahr, Herr Major?« entgegnete der Baron von Sternitz.

»Ja wohl, ja wohl — wir bewunderten Sie.«

»Nur kannten wir damals nicht den Namen des Edelmannes, der sich so tapfer schlug. Heute sind wir so glücklich, zu wissen, daß es der Herr de la Palissonnière war,« bemerkt der Baron von Sternitz.

»Meine Herren, das nenne ich ein Zusammentreffen! Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie angenehm mir dasselbe ist.

Digitized by Google

Ihre Hand, Herr Baron von Sternitz — Ihre Hand, Herr Major von Krautberg. Von diesem Augenblick an sind wir Freunde, wenn Sie es erlauben.«

»Dies wird ein Glück und eine Ehre für mich sein,« sagt der Baron.

»Und für mich auch, für mich auch,« setzt der Major hinzu.

»Und wir werden uns oft sehen,« hebt der Vicomte wieder an. »Sie sind hier fremd, Sie haben vielleicht wenig Bekannte in Paris, ich werde Sie mitnehmen, ich werde es mir zum Vergnügen machen, Sie in die distinguirtesten Salons einzuführen. Ich werde Sie überall vorstellen.«

»Ich nehme Ihr freundliches Anerbieten mit Dank an, Herr Vicomte,« sagt der Baron, »denn ich und der Major wir haben allerdings in Paris nur wenig Bekanntschaften.«

»Nun gut,« sagte der Vicomte, »und um diese glückliche Begegnung zu feiern, nehme ich, wenn Sie es erlauben, Sie gleich heute mit zum Diner im Palais Royal bei Beauvilliers.«

»In der That, Ihr Anerbieten ist ein so liebenswürdiges, daß man es unmöglich zurückweisen kann,« entgegnete der Baron.

»Nein, man kann es nicht zurückweisen,« setzt der Major hinzu.

Der Vicomte de la Palissonnière, welcher ganz entzückt ist, zwei Männer gefunden zu haben, die ihn sich schlagen und Wunder von Tapferkeit verrichten gesehen haben, nimmt sich vor, seine neuen Freunde oft bei sich zu haben.

Zum Anfang bezahlt er für sie ein ausgezeichnetes Diner bei dem besten Restauranten des Palais Royal.

Digitized by Google

Der Baron von Sternitz thut dieſer Mahlzeit alle Ehre an, aber ohne die Grenzen der Sitten der guten Geſellſchaft zu überſchreiten. Er affectirt die diſtinguirten Manieren eines Mannes, der an ein gutes Leben gewöhnt iſt, und für welchen ſelbſt die ausgewählteſten Gerichte nichts Außerordentliches ſind.

Nicht ganz ſo iſt es mit dem Major von Krautberg, welcher für ſechs Mann ißt und für zehn trinkt, obſchon ſein Freund von Zeit zu Zeit zu ihm ſagt:

»Nehmen Sie ſich in Acht, Major! Sie laſſen ſich durch den Wunſch verführen, dem Diner, welches der Herr Vicomte de la Paliſſonnière uns anbietet, gebührende Ehre anzuthun, aber denken Sie an Ihre Wunden. Man hat Ihnen wiederholt geſagt, daß Sie ſich ſchonen müſſen.«

»Ja, ja, aber der Kopf iſt noch gut,« entgegnete der Major.

»Ah, Sie ſind alſo oft verwundet worden, Herr Major?« fragt der Vicomte.

»Ja wohl, in jedem Gefecht, bei welchem ich betheiligt geweſen bin.«

»Aber Sie, Herr Baron, Sie haben auch eine furchtbare Narbe auf der Wange,« hebt der Vicomte wieder an. »Ihr Geſicht muß förmlich geſpalten geweſen ſein.«

»Ja, es iſt ein Säbelhieb und zwar ein tüchtiger. Mir war es damals, als hätte man mir den halben Kopf heruntergehauen. Ich habe lange Zeit gebraucht, ehe die Wunde einigermaßen wieder geheilt war. Anfangs wagte ich gar nicht mich zu zeigen, ſo ſehr war ich entſtellt.«

»O lieber Baron, dergleichen Narben ſind die rühm-

Digitized by Google

lichſten Erzeugniſſe, die es geben kann. Sie ſind Deutſcher?«

»Ja, ich bin Preuße. Ich war ſehr genau bekannt mit dem Prinzen von Condé und mit den Herren von Bouillé und von St. Prieſt.«

»Dann waren Sie wohl damals in Coblenz?«

»Ich bin überall geweſen. Im Jahre 1807 ſchlug ich mich bei Eylau und Friedberg. Ich war ſehr genau bekannt mit dem General Benningſen, welcher die ruſſiſch-preußiſche Armee commandirte und mich zu ſeinem Adjutanten ernannt hatte.«

»Ah ſo, und Sie, Herr Major von Krautmann — «

»Krautberg!«

»Ah, ganz richtig, Krautberg — Sie ſind wohl auch Preuße?«

»Nein, ich bin Baier.«

»Und Sie ſind ſeit langer Zeit der Begleiter des wackern Barons?«

»Ja, wir ſind ſchon lange gute Freunde.«

»Ah, wie ſchön iſt dieſe Freundſchaft, welche durch Kämpfe und Gefahren befeſtigt worden. Sie erinnern mich an Achilles und Patroclus — Pythias und Damon — Caſtor und Pollux.«

»Die vier Haimonskinder,« murmelt der Major.

Sein Freund der Baron verſetzt ihm aber einen verſtohlenen Fußtritt, der ihm den Mund ſchließt.

Nach Verlauf eines Augenblicks hebt der Baron wieder an:

»Man hatte mir verſchiedene Empfehlungsbriefe an die erſten Häuſer in Paris gegeben. Ich glaube, ich hatte

Digitized by Google

auch einen — ich habe ihn aber verloren — an einen bekannten Bankier, Herrn, — mein Gott, der Name ſchwebt mir auf der Zunge — Herrn Rigoulotini — kennen Sie ihn vielleicht, Vicomte?«

»Den Bankier Rigoulotini? — na, den werde ich doch wohl kennen! Es iſt das ein Haus, welches ich ſehr oft beſuche. Seine Frau iſt eine geborene Hautefutaie — aus altem Adel und vornehmer Familie. Sie hat ſich allerdings ein wenig erniedrigt, indem ſie dieſen Rigoulotini heiratete — er iſt aber Millionär — er gibt ſchöne Feſtlichkeiten; man erträgt ihn um ſeiner Frau willen. O, ich werde Sie dort einführen — ich werde Sie vorſtellen — nächſtens — und man wird ſich geſchmeichelt fühlen, Sie zu empfangen.«

»Es wird mir außerordentlich Vergnügen machen, mit — einer Hautefutaie zuſammen zu treffen,« ſagt der Baron.

»Gut, die Sache iſt abgemacht. Gehen wir jetzt Kaffee trinken.«

»Ja, gehen wir illico,« ſagt der Major.

Der Vicomte Oreſtes ſieht ihn an und ſagt:

»Ah, Sie ſprechen auch italieniſch — ich glaube wenigſtens, illico iſt italieniſch.«

»Der Major ſpricht ein wenig alle Sprachen, nur mengt er ſie oft unter einander, ſo daß es zuweilen ſchwer iſt, ihn zu verſtehen.«

Und während man ſich erhebt und der Vicomte die Zeche bezahlt, ſagt der Baron dem Major in's Ohr:

»Wenn Du Dich in Geſellſchaft nicht beſſer zuſammennimmſt, ſo kannſt Du nicht mehr mit mir gehen. Du

Digitized by Google

trinkſt allemal zu viel und dann ſchwatzeſt Du Dummheiten.«

»O fürchte nichts; ich ſehe ſchon, mit wem wir es zu thun haben. Dieſer alte Kerl iſt ein Eſel, dem man weiß machen kann, was man Luſt hat.«

»Das iſt auch meine Meinung und eben deshalb habe ich ihn zu unſerem Führer gewählt. Es iſt dies aber kein Grund, um die Klugheit aus den Augen zu ſetzen.«

»Sei doch unbeſorgt. Mit deinem graugeſprenkelten Haar hält man Dich für wenigſtens ſechzig Jahre. Dein Geſicht iſt durch deine Narbe ganz verändert. Was mich betrifft, ſo habe ich Dank meiner geſchickt aufgeſetzten falſchen Naſe nicht zu fürchten, daß man den Froſch in mir wiedererkenne.«

»Aber ſo ſchweig doch, Dummkopf, und nenne nicht dieſen Namen.«

Der Vicomte de la Paliſſonnière verbringt den ganzen Abend in Geſellſchaft ſeiner neuen Freunde und trennt ſich nur ungern von ihnen. Er verabredet noch ein Stelldichein mit ihnen für den nächſtfolgenden Abend.

An dieſem iſt Empfang bei dem Bankier Rigoulotini. Der Vicomte will ſeine neuen Freunde dort vorſtellen, nimmt ſich aber zugleich vor, die hochadelige Gattin des Millionärs am Morgen erſt davon in Kenntniß zu ſetzen.

In der That läßt am nächſtfolgenden Tage, ſobald die Stunde es erlaubt, Oreſtes ſich bei Madame Rigoulotini anmelden.

Dieſe iſt noch bei ihrer Toilette, befiehlt aber, daß man den Vicomte eintreten laſſe, und reicht ihm die Hand, indem ſie ſagt:

Digitized by Google

»Welcher gute Wind führt Sie denn so zeitig her Vicomte? Haben Sie mir vielleicht eine interessante Nachricht mitzutheilen?«

»Schöne Dame, ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich Sie bei Ihrer Toilette überrasche, in der That aber habe ich Ihnen zu melden, daß ich die Bekanntschaft zweier sehr liebenswürdiger Männer gemacht habe — zweier Männer von der größten Distinction, die mich früher mehrmals auf dem Schlachtfelde gesehen, wo ich, wie sie in für mich schmeichelhafter Weise sagen, Wunder von Tapferkeit verrichtet habe.«

»Wirklich, Vicomte? Und wer sind diese Herren?«

»Es sind Ausländer. Der Eine, der Baron von Sternitz, ist Preuße, der Andere, der Major von Krautberg, ist Baier. Beide haben für unsere Sache gefochten. Der Baron von Sternitz ist sogar bei Eylau und Friedland mitgewesen. Er war Adjutant des Generals Benningsen; er ist auf furchtbare Weise im Gesichte verwundet worden und trägt auf der linken Wange eine Narbe, die sich prächtig ausnimmt. Er ist auch mit dem Prinzen von Condé in Coblenz gewesen und war ein Freund des Herrn von Bouillé.«

»Das ist ja ein Mann, den ich mich glücklich schätzen würde kennen zu lernen. Stellen Sie mir ihn vor, Vicomte, und seinen Freund auch.«

»Eben um die Erlaubniß hierzu zu erbitten, komme ich diesen Morgen zu Ihnen.«

»Um die Erlaubniß zu erbitten? Bedürfen Sie deren wohl? Sie, dessen vortreffliche Gesinnungen und Grundsätze ich kenne,« entgegnet Madame Rigoulotini. »Wer von Ih-

Digitized by Google

nen vorgestellt wird, kann darauf rechnen, mit offenen Armen empfangen zu werden.«

»Sie sind zu gütig. Dann werde ich schon heute Abend den Baron von Sternitz und den Major von Krautberg bei Ihnen einführen. Der Baron ist ein sehr geistreicher und sehr unterrichteter Mann. Man sieht, daß er viel gereist ist. Der Major Krautberg spricht wenig und mit fremdartigem Accent. Er weiß sich weniger geläufig auszudrücken und dies ist wahrscheinlich auch der Grund, weshalb er sich etwas schweigsam verhält.«

»Ach, ich brenne vor Begierde, diese Herren zu sehen.«

»Nun denn also, auf heute Abend. Ich verlasse Sie jetzt, schöne Dame. Aber wenn ich bitten darf, machen Sie nicht allzu reizende Toilette. Schonen Sie unsere Herzen.«

»Ah, immer galant, immer liebenswürdig. Sie bleiben doch stets, wie Sie sind.«

»Dann mache ich es gerade so wie Sie, schöne Dame.«

Nach diesem Austausche von Artigkeiten alten Styls begibt der Vicomte de la Palissonnière sich zu seinen neuen Freunden und meldet ihnen, daß er diesen Abend das Vergnügen haben wird, sie Frau von Rigoulotini vorzustellen.

Was den Gemal derselben betrifft, so spricht man von diesem nicht. Er muß sich nur zu glücklich schätzen, die Personen empfangen zu können, welche seiner Gemalin gefallen.

Digitized by Google

Siebentes Capitel.

Die Gattin des Bankiers.

Gegen neun Uhr Abends vermochten die Salons des reichen Bankiers kaum die herbeiſtrömende Geſellſchaft zu faſſen, denn ſo wie das Waſſer ſtets zum Fluſſe läuft, ſo ſucht auch die Menge ſtets den Reichthum.

Es gibt Leute, welche glauben, daß, wenn ſie ſich an reichen Leuten reiben, auch für ſie etwas abfallen werde.

Herr de la Paliſſonnière tritt mit den beiden Herren, welche er vorſtellen will, bei dem Bankier ein. Der Baron von Sternitz, deſſen Toilette eine ſehr gewählte, obſchon einfache iſt, ſchreitet mit hoch emporgehobenem Haupte einher und betrachtet mit ſtolzem Blicke die Geſellſchaft.

Der Major von Krautberg hat keine ſo ſichere Haltung, aber er zieht ſeine Naſe in den Schnurrbart hinein und rollt die Augen fortwährend hin und her.

Man durchſchreitet zwei Salons, in welchen geſpielt wird, ohne Madame zu begegnen, dafür aber ſtößt man im zweiten Salon auf Herrn Rigoulotini. Der Vicomte ſchlägt ihn vertraulich auf die Schulter und ſagt zu ihm:

»Guten Abend, Freund. Ich ſtelle Ihnen den Baron von Sternitz und den Major von Krautberg vor. Ich hoffe, daß Sie mit mir zufrieden ſind und es mir Dank wiſſen werden.«

Der Bankier betrachtet die Neuangekommenen mit

Digitized by Google

alberner Miene und ſtammelt einige Worte, die man nicht verſteht.

Der Baron und der Major begrüßen ihn militäriſch, und man geht weiter.

»Das wäre der Herr des Hauſes,« ſagt Paliſſonnière. »Aber wo verbirgt ſich denn die Göttin dieſer Räume? Ah, da ſehe ich ſie endlich! Kommen Sie, meine Herren, ſie hat uns geſehen, denn ſie lächelt ſchon.«

In der That hatte die Herrin des Hauſes die Herren ſo eben bemerkt.

Sie beeilt ſich aufzuſtehen, geht ihnen entgegen und macht ihnen eine Reverenz, in welche ſie ihre ganze Nobleſſe und Grazie zu legen bemüht iſt.

Der Baron und der Major werden vorgeſtellt.

Der letztere ſtammelt einige unverſtändliche Worte, der Baron aber ſagt der Dame ein wohlgedrechſeltes Compliment und nimmt den Seſſel an, welchen ſie ihm bietet.

Der Vicomte ſetzt ſich ebenfalls neben Madame Rigoulotini, der Major aber bleibt ſtehen und weiß nicht, was er machen ſoll, bis ſein Freund zu ihm ſagt:

»Sie ſind ein Freund vom Kartenſpiel, Major. Man ſpielt hier in mehreren Salons. Gehen Sie und ſehen Sie den Partien zu. Madame erlaubt es Ihnen.«

»Ja wohl,« ruft die vornehme Dame aus; »ich bitte den Herrn Major, zu thun, als ob er zu Hauſe wäre. Er wird mir dadurch beweiſen, daß es ihm hier gefällt.«

»Madame — ja wohl — allerdings — ja wohl —«

Und der Major entfernt ſich, nachdem er dies geſagt, indem er beim Gehen fortwährend auf ſeine hinten ein wenig zu langen Beinkleider tritt.

Digitized by Google

Madame Rigoulotini gibt dem Baron das Vergnügen zu erkennen, welches es ihr macht, ihn bei sich zu sehen; sie wünscht ihm Glück zu seiner Anhänglichkeit an die Sache der Bourbons — einer Anhänglichkeit, von welcher er so viele Beweise gegeben. Sie hat dies von Herrn de la Palissonnière gehört, mit welchem er, wie sie weiß, mehrmals auf dem Schlachtfelde zusammengetroffen ist.

»Ja wohl, mehrmals,« antwortet der Baron. »O, der Herr Vicomte ist ein tapferer Degen. Ich habe ihn bei der Arbeit gesehen und würde Jeden sofort niederstoßen, der das Unglück hätte, mir das Gegentheil zu sagen.«

Orestes de la Palissonnière ist entzückt. Die Eitelkeit leuchtet ihm aus den Augen. Wenn er es wagte, so würde er den Baron küssen und an sein Herz drücken, vor der Welt aber legt er seiner Dankbarkeit Fesseln an und beschränkt sich darauf, daß er die Hand seines neuen Freundes ergreift, dieselbe mit Innigkeit drückt und ausruft:

»Ja, wir sind Einer des Andern würdig!«

»Dies ist mein schönstes Lob.«

Madame Rigoulotini verfehlt nicht, das Gespräch auf ihre Familie, ihren alten Adel zu bringen, und seufzt über die Umstände, durch welche sie sich genöthigt gesehen, einen Bürgerlichen zu heiraten.

»Unser lieber Baron weiß dies Alles schon,« sagt Orestes. »Ich habe nicht verfehlt ihm mitzutheilen, daß Sie aus dem Hause Hautefutaie stammen, und dies ließ ihn nur um so inniger wünschen, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

»Wirklich?« sagt Madame Rigoulotini. »Ich bin ihm

Digitized by Google

für dieſen Beweis von Intereſſe ſehr dankbar. Haben Sie vielleicht in Coblenz von uns ſprechen gehört?«

»Nein, in Coblenz nicht,« entgegnet der Baron mit kaum bemerkbarem Lächeln, »wohl aber in England.«

»In England? Und von wem?«

»Von einem Emigrirten, mit welchem ich ſehr genau bekannt war und deſſen Sie ſich jedenfalls erinnern werden, Madame. Es war der Marquis von Germancey.«

Dieſer Name macht auf die Enkelin der Hautfutaies einen ſehr lebhaften Eindruck, dennoch aber faßt ſie ſich ziemlich ſchnell wieder und antwortet:

»Der Marquis von Germancey — ja, ja, er kannte uns — er hatte bei meinem Vater Zutritt. Wenn ich nicht irre, iſt er ſchon vor mehreren Jahren geſtorben.«

»Ja wohl, Madame, er iſt ſchon längſt todt; ehe er aber ſtarb, erzählte er mir viel galante Abenteuer, bei welchen er betheiligt geweſen — vor der Revolution nämlich.«

»Ja, ja; ich habe ſelbſt gehört, daß dieſer Marquis ein Verführer, ein Don Juan war,« ſagt Oreſtes. »Ein Bruder von ihm lebt jetzt noch und iſt hier in Paris. Sehen Sie ihn zuweilen, ſchöne Dame?«

»Nur ſelten,« antwortet die Gattin des Bankiers, der es ſehr unbehaglich zu Muthe zu ſein ſcheint und die den Herrn mit der Narbe nicht mehr mit ſo viel Bewunderung betrachtet. Um das Geſpräch auf etwas Anderes zu bringen, ruft ſie:

»Spielen Sie nicht, Herr Baron von Sternitz?«

»Nein, niemals, Madame; ich verabſcheue das Spiel. Ich ſagte alſo, daß dieſer Marquis von Germancey in ſeiner Jugend ſehr pikante Abenteuer durchgemacht hatte.

Digitized by Google

Denken Sie ſich, Vicomte, daß er eine junge Dame aus einer ſehr vornehmen Familie verführte, ſo daß ſie zweimal von ihm Mutter ward.«

»Zweimal?« ſagt der Vicomte. »So ein Tauſendſaſa! Einmal will ich mir gefallen laſſen, aber zweimal, das geht über das Erlaubte hinaus. Und heiratete er die junge Dame denn nicht?«

»Nein, ſie heiratete einen Andern.«

»Daran that ſie wohl. Aber was war's mit den Kindern?«

»Nun, die Kinder gab ſie aufs Land in die Ziehe, beobachtete dabei das ſtrengſte Incognito und überließ ſie dann ſich ſelbſt.«

»Zum Teufel, das iſt eine ſehr verwickelte Geſchichte. Aber was fehlt Ihnen, ſchöne Dame? Sie wechſeln die Farbe. Fühlen Sie ſich vielleicht unwohl?«

»Ja — ich weiß ſelbſt nicht — die Hitze — ich bin wie betäubt — ich muß an die friſche Luft —«

»Erlauben Sie mir, Madame, Sie nach dem Fenſter zu geleiten,« ſagt der Baron, indem er der Herrin des Hauſes ſeinen Arm bietet.

Sie zögert anfangs, nimmt aber endlich den dargebotenen Arm an und ſchreitet mit dem Baron durch den Salon. Unterwegs ſagt ihr dieſer leiſe ins Ohr:

»Madame, ich wünſchte eine geheime Unterredung mit Ihnen zu haben. Wollen Sie mich morgen empfangen — allein?«

»Ja, mein Herr, ja wohl,« ſtammelt die Gattin des Bankiers und fühlt, wie ihr die Knie ſchlottern.

»Zu welcher Stunde darf ich erſcheinen, Madame?«

Digitized by Google

»Gegen ein Uhr, mein Herr.«

»Ich werde nicht ermangeln, Madame.«

Man war in der Nähe des Fensters angelangt. Der Baron läßt den Arm der Dame los, verneigt sich ehrerbietig und entfernt sich dann. Er durchschreitet zwei Salons und sieht den Major an einem Ecartétische, an welchem er spielt und fortwährend gewinnt. Er neigt sich zu ihm herab und sagt ihm in's Ohr:

»Verlieren Sie.«

Der Major gehorcht. Er verliert die Partie und gibt dann das Spiel auf. Der Baron fordert ihn durch einen Wink auf, ihm zu folgen und beide verlassen das Haus des Bankiers.

»Nun, wie geht die Sache?« fragt der Major, sobald sie hinaus sind.

»Wie am Schnürchen. Morgen soll ich mit dieser Dame eine geheime Unterredung haben. O das ist ein goldenes Geschäft!«

»Du ließest mich nicht weiter spielen. Es war Schade, denn ich gewann viel.«

»Du gewannst zu viel und das ist unklug. Man muß sich zu mäßigen wissen, besonders in unserer Stellung. Man darf nicht um einiger elenden Goldstücke willen die unermeßlichen Summen gefährden, welche bald in unserem Besitz sein werden.«

»Das ist sehr richtig und Du siehst, daß ich Dir auch sofort gehorcht habe. Ich überließ meinem Gegner die schönen Trümpfe, die ich mir vorher gegeben. Ist das nicht hübsch von mir?«

Am nächstfolgenden Tage Schlag ein Uhr erschien der

Digitized by Google

ſich ſo nennende Baron von Sternitz in dem Hotel des Bankiers Rigoulotini und ward bei Madame vorgelaſſen.

Dieſe erwartete heute dieſen Herrn nicht mehr, wie am Abend vorher, mit dem lebhaften Wunſche, ihn zu empfangen, ſondern mit einer Unruhe und Aufregung, die beinahe an Angſt grenzte.

Dennoch bemüht ſie ſich, den Baron mit liebenswürdigem Lächeln zu empfangen, während dieſer ſich tief vor ihr verneigt.

Sie zeigt auf einen neben ihr ſtehenden Stuhl und ſagt:

»Sie verlangten geſtern Abend eine kurze Unterredung unter vier Augen mit mir, Herr Baron. Ich bin bereit, Sie zu hören.«

Der Baron verneigt ſich abermals, ſetzt ſich dann und antwortet:

»Ich danke Ihnen, Madame. Sie ſehen, daß ich mich pünktlich zu der von Ihnen bezeichneten Stunde eingefunden habe.«

»Sie ſind ſehr pünktlich, wie ehemalige Militärs in der Regel zu ſein pflegen. Ich erwarte nun, daß Sie mich von dem Beweggrund dieſer geheimen Unterredung in Kenntniß ſetzen werden.«

»Errathen Sie dieſen Grund nicht ſchon ein wenig, Madame?« fragt der Baron.

Madame Rigoulotini wechſelt die Farbe, bemüht ſich aber ihre Bewegung zu bemeiſtern, indem ſie antwortet:

»Nein, mein Herr, ich errathe nichts. Wie ſollte ich es auch?«

»Wohlan, Madame, da Sie es nicht errathen, ſo will

ich mich näher erklären und zwar in möglichſt beſtimmter Weiſe, denn ich mache nicht gern lange Umſchweife. Ich habe Ihnen ſchon geſtern geſagt, daß der Herr Marquis von Germancey vor der Revolution eine junge Dame aus vornehmer Familie verführte, daß dieſe zwei Kinder von ihm hatte und daß er ſie ſpäter verließ. Dieſe junge Dame aus vornehmer Familie ſind Sie, Madame. Dieſe beiden Kinder ſind die Ihrigen. Ich habe dies aus des Marquis eigenem Munde.«

Die Gattin des Bankiers wird leichenblaß, dennoch aber ſucht ſie ihren Muth zuſammenzuraffen und ruft:

»Das iſt eine Lüge! Dieſer Marquis von Germancey war ein Ungeheuer. Er hat Sie belogen! An Allem, was Sie da ſagen, iſt kein wahres Wort.«

Der Baron hebt mit großer Kaltblütigkeit wieder an:

»Ah ſo, Sie läugnen, Madame; wir klagen aber niemals an, wenn wir keinen Beweis haben. Werden Sie auch dann noch läugnen, wenn man Ihnen Ihre Tochter und Ihren Sohn vorführt, welche Sie als kleine Kinder einer Bäuerin in Vincennes, der Mutter Duchemin, anvertraut hatten? Werden Sie auch noch läugnen, wenn man Ihnen jenes koſtbare Flacon zeigt, auf welchem Ihr Wappen eingravirt iſt und welches Sie eines Tages aus Verſehen bei der Bäuerin zurückgelaſſen hatten?«

Mit dieſen Worten zieht der Baron aus ſeiner Taſche das Flacon, welches er der ſtolzen Herminia vor die Augen hält.

Bei dieſem Anblicke iſt ſie wie vom Donner gerührt; ihre Dreiſtigkeit wird ihr gänzlich untreu; ſie ſinkt dem Baron beinahe zu Füßen und murmelt:

Digitized by Google

»Ach, mein Herr — ich bitte Sie, haben Sie Erbarmen — machen Sie mich nicht unglücklich!«

Der Baron beeilt ſich die Dame aufzuheben und ſie wieder Platz nehmen zu laſſen, indem er in ſeinem ſanfteſten Tone und mit der ausgeſuchteſten Höflichkeit ſagt:

»Ich ſollte Sie unglücklich machen wollen, Madame? Mein Gott, für wen halten Sie uns, und können Sie glauben, daß dies jemals unſere Abſicht geweſen ſei? Wir ſollten Ihren guten Ruf vernichten? O pfui doch! Warum denn? Wegen eines Jugendfehlers, einer Herzensſchwäche? Ach, wer hätte deren nicht gehabt! Wenn man in jedem Gewiſſen leſen könnte, glauben Sie, daß man deren viele ganz reine finden würde?«

»Ach, Herr Baron, Sie beruhigen mich wieder ein wenig.«

»Bewahren Sie dieſe Ruhe. Es handelt ſich hier blos um Unterſtützung zweier Perſonen, welche Ihnen ſehr naheſtehen. Sie wiſſen wohl nicht, was aus Ihren Kindern geworden iſt?«

»Nein, die Revolution kam dazwiſchen, wir mußten auswandern und als ich wieder kam, ward es mir ungemein ſchwer, mir Auskunft zu verſchaffen, ſo —«

»Ich begreife, o, ich begreife vollkommen. Und übrigens mußten Sie ja auch fürchten, ſich zu compromittiren.«

»Allerdings.«

»Nun ſehen Sie, in Folge eines ganz außerordentlichen Zufalls habe ich dieſe armen Kinder wiedergefunden. Sie haben mir erzählt, wie ſie nach Vincennes zu der Mutter Duchemin gebracht wurden. Da ich das Vertrauen des Marquis genoſſen, ſo hatte mich dies ſchon einigermaßen

Digitized by Google

auf die Spur gebracht. Der Anblick des Flacons überzeugte mich sofort, daß ich mich nicht irrte. Ich kenne die Wappen aller adeligen Familien Frankreichs.«

»Ach, mein Gott! und Sie haben ihnen wohl gesagt, wer — ihre Mutter ist?«

»Nein, o nein! So würde ich doch nicht ohne Ihre Erlaubniß thun.«

»Ach, Sie geben mir das Leben wieder. — In welcher Stellung befinden sich diese Kinder?«

»In einer sehr erbärmlichen. Das Mädchen verdient ihr Brot als Aufwärterin und der Knabe verkauft Contremarken an den Thüren der Theater.«

»Ach, mein Gott!«

»Wollen Sie, daß ich sie herbringe?«

»O nein, thun Sie dies ja nicht!«

»Allerdings, die Kinder könnten dadurch stutzig gemacht werden. Uebrigens brauchen Sie sie ja auch nicht zu sehen, um sie zu unterstützen. Ich werde die Vermittlung übernehmen, denn ich kann mir nicht denken, daß es Ihre Absicht sei, diese Unglücklichen in einer so traurigen Lage zu lassen. Einer Person von Herz und Gemüth fällt so etwas nicht ein.«

»Ich muß sie allerdings unterstützen und bin bereit dazu. Ich habe gerade jetzt fünf- oder sechstausend Francs in Cassa, die ich Ihnen für die Beiden zustellen will.«

Der Baron wirft sich in seinen Stuhl zurück, schlägt ein lautes Gelächter auf und sagt:

»Fünf- bis sechstausend Francs! Sie wollen sich wohl einen kleinen Scherz mit mir erlauben? Für die Frau eines

Digitized by Google

Millionärs ſind Sie durchaus nicht freigebig, aber ich weiß ſchon, Sie ſcherzen blos.«

»Nun, Herr Baron, wie viel glauben Sie denn, daß ich dieſen — dieſen beiden Perſonen zuſtellen laſſen ſoll?«

»Wie viel? Hunderttauſend Francs, Madame, hunderttauſend Francs, dies iſt ganz gewiß nicht zu viel.«

Die ſtolze Herminie hüpft vor Schreck auf ihrem Stuhle empor und ruft aus:

»Wie, mein Herr — hunderttauſend Francs — das iſt ja eine ungeheure Summe!«

»Die aber immer nicht mehr beträgt als fünfzigtauſend Francs für das Mädchen und eben ſo viel für den Knaben.«

»Aber, mein Herr, ſo viel Geld beſitze ich nicht.«

»Ihr Herr Gemal beſitzt deſſen noch weit mehr. Hunderttauſend Francs ſind für den Bankier Rigoulotini ein Tropfen Waſſer in's Meer. Sie werden ihm dieſe Summe abverlangen und er wird ſich beeilen, ſie Ihnen zu geben.«

»Aber welchen Grund ſoll ich dafür anführen?«

»Iſt eine Dame, die ihren Gatten täuſchen will, wohl jemals um einen Vorwand verlegen? Ich würde Sie beleidigen, wenn ich dies glauben wollte.«

»Aber ich ſollte meinen, etwa vierzigtauſend Francs wären auch genug.«

»Ich habe geſagt hunderttauſend Francs, Madame, und werde keinen Sou weniger annehmen. Wenn Sie ſich weigern, ſo werde ich Ihren Kindern ſagen, daß ſie hierher gehen und Sie ſelbſt darum bitten ſollen.«

»Genug, mein Herr — kein Wort weiter — Sie ſollen die Summe haben.«

Digitized by Google

»Sehr ſchön, Madame. Morgen zu derſelben Stunde werde ich wiederkommen, um das Geld zu holen, denn ich bin überzeugt, daß Ihr Herr Gemal es Ihnen geben wird, ſobald Sie ihn darum bitten. Leben Sie denn wohl, Madame; auf Wiederſehen morgen. Haben Sie die Gnade, meine ehrerbietigſten Huldigungen zu genehmigen.«

Mit dieſen Worten entfernt ſich der Baron von Sternitz.

Die ſtolze Herminie, die von dem ſtattgehabten Auftritte noch ganz beſtürzt iſt, entſchließt ſich, in das Cabinet ihres Gemals zu gehen, während ſie bei ſich ſelbſt ſagt:

»Warum hat mir der Vicomte de la Paliſſonnière dieſen Baron zugeführt? — Indeſſen, aufgeſucht hätte mich derſelbe jedenfalls, da der Marquis ihm einmal ſein Geheimniß anvertraut hatte. Wie konnte er aber auch nur ein Geheimniß von ſolcher Wichtigkeit erzählen! Wie indiscret ſind doch die Männer!«

Der Bankier Rigoulotini iſt ſehr überraſcht, den Beſuch ſeiner Frau zu erhalten. Es iſt das erſte Mal, daß ſie ihm die Ehre erzeigt, in ſein Cabinet zu kommen. Er iſt darüber ſehr erfreut und beeilt ſich, ihr einen Seſſel zu bieten, indem er ſtammelt:

»Welch einem Zufalle verdanke ich — es iſt ſehr liebenswürdig von Ihnen — ich hätte nicht erwartet —«

»Ja, mein Herr, Sie haben mich noch nicht in Ihrem Cabinete geſehen. Eine Frau gehört auch nicht hierher und wenn ich heute komme, ſo liegt der Grund darin, daß ich Ihnen eine Bitte vorzutragen habe.«

»Eine Bitte? Sprechen Sie, Madame. Ich werde mich freuen, Ihnen in irgend etwas nützlich ſein zu können.«

Digitized by Google

»Mein Herr, es handelt ſich um Geld.«

»Um Geld? ich verſtehe. Sie haben wohl eine Zahlung zu leiſten, die Sie für den Augenblick genirt. Schicken Sie mir die Rechnung zu und ich werde den Ueberbringer ſofort bezahlen.«

»Nein, mein Herr, es iſt vielmehr eine alte Schuld, die ich ſelbſt abzumachen wünſche.«

»Nun, dann nennen Sie mir die Summe, die Sie brauchen, und ich werde ſie Ihnen zuſtellen.«

Madame zögert ein wenig, dann murmelt ſie:

»Hunderttauſend Francs, mein Herr.«

»Fünftauſend Francs? — gut, ich werde ſie Ihnen ſogleich auszahlen.«

»Ich habe nicht geſagt fünftauſend Francs, mein Herr, ſondern hunderttauſend.«

Der Bankier reißt die Augen weit auf und ruft:

»Hunderttauſend Francs! Mein Gott, Madame, was wollen Sie damit machen?«

»Ich habe es Ihnen ſchon geſagt, mein Herr. Ich will eine alte Schuld bezahlen.«

»Aber, Madame, hunderttauſend Francs iſt man nicht ſo leicht ſchuldig. So viel kann Ihre Schuld nicht betragen. Ueberdies, wenn ſie alt iſt, ſo fragt ſich noch, ob ſie nicht verjährt iſt.«

»Für Leute von Ehre gibt es keine Verjährung.«

»Schicken Sie Ihren Gläubiger zu mir, Madame, und ich bin überzeugt, daß ich die Sache mit ihm billiger abmachen werde. Die Frauen verſtehen von ſolchen Dingen nichts.«

Digitized by Google

»Mein Herr, ich werde Niemand zu Ihnen ſchicken. Ich habe Ihnen geſagt, daß ich dieſe Summe brauche. Ich ſollte meinen, dies müßte Ihnen genügen, und wenn eine Hautefutaie ſich zu einer Bitte erniedrigt, ſo finde ich es ſehr ſonderbar, daß Sie zögern, dieſe Bitte zu erfüllen. Muß ich Sie daran erinnern, wer ich bin, mein Herr? Soll ich in meinen Salons laut verkünden, daß Sie der Perſon, welche Sie mit ihrer Hand beehrt hat, Geld verweigern?«

Die Dame hat einen ſo gebieteriſchen Ton angenommen, ſie ſchleudert ihrem Gatten ſo zornige Blicke zu, daß dieſer darüber erſchrickt, ſich beeilt, zu ſeiner Caſſe zu laufen und ſagt:

»Erzürnen Sie ſich doch nicht, Madame! Mein Gott, ich will ja Ihren Wunſch erfüllen. Hier, Madame, hier haben Sie, hier ſind hunderttauſend Francs.«

Der Bankier nimmt mehrere Packete Bankbillets aus ſeiner Caſſe. Er zählt ſeiner Gattin hunderttauſend Francs ab und ſie nimmt dieſelben, indem ſie in anmaßendem Tone ſagt:

»Gut, Sie können ſich denken, mein Herr, daß ich dieſes Geldes höchſt dringend bedarf, da ich hiehergekommen bin, um Sie darum zu bitten.«

Dies iſt der ganze Dank, den dieſer Mann von ſeiner Frau zu hören bekommt. Sie entfernt ſich und der Bankier ſagt bei ſich ſelbſt:

»Das war ein theurer Beſuch. Ich wünſche nicht, daß derſelbe ſich ſo bald wiederhole. Ach, wenn Mouchenez dieſem Auftritt beigewohnt hätte, ich glaube, er würde mich nicht wenig verſpotten.«

Am nächſten Morgen verfehlt der Baron von Sternitz

Digitized by Google

nicht, sich wieder bei Madame Rigoulotini einzufinden. Er verneigt sich wieder tief vor ihr und sie beeilt sich, ihm ein Portefeuille zu überreichen, indem sie zu ihm sagt:

»Es sind hunderttausend Francs darin, zählen Sie nach.«

»Ich glaube Ihrem Wort, schöne Dame. Ich werde nun zwei Unglückliche glücklich machen.«

»Aber ohne meinen Namen zu nennen.«

»Seien Sie unbesorgt, ich werde dies Alles abmachen. Uebrigens werden Leute, denen man eine solche Summe gibt, gern Alles glauben, was man will.«

»Und mein Flacon, Herr Baron? Ich vergaß gestern, es Ihnen abzuverlangen. Haben Sie die Güte, es mir zurückzugeben.«

»Ich habe es zu Hause gelassen, werde aber unverweilt die Ehre haben, es Ihnen zu bringen.«

»Ja, vergessen Sie es nicht.«

»Ich verlasse Sie, denn ich kann es kaum erwarten, die freudige Ueberraschung der armen Wesen zu sehen, die ich nun auf einmal in eine andere Lage versetzen werde.«

Der Herr Baron v. Sternitz verläßt Madame Rigoulotini. Auf der Straße gesellt sich der Major zu ihm und sagt:

»Nun, wie steht's mit den Fonds?«

»Ich habe sie — hier sind sie in diesem Portefeuille — hunderttausend Francs — kein Heller weniger. Nun stehen uns alle Freuden und Vergnügungen zu Gebote. Ich miethe nun sogleich eine brillante Wohnung in der Chaussée d'Antin. Morgen schaffe ich mir Equipage an, kaufe Pferde —«

Digitized by Google

»Zum Teufel, dann wird das Geld ziemlich rasch rouliren.«

»Nun, wenn diese hunderttausend Francs verthan sind, so mache ich der Gemalin des Bankiers den zweiten Besuch und sie muß mir dann noch einmal so viel geben. Dann haben wir noch den Grafen von Germancey, der jetzt reich ist, und den wir auch bluten lassen werden.«

»Du willst selbst zu ihm gehen?«

»O nein! Trotz des Talents, womit ich mich zu verkappen weiß, möchte ich doch den Blick dieses Mannes nicht lange aushalten. Ich werde ihm aber seine Nichte, seinen Neffen schicken. Er muß sie reich machen und ich werde auch meinen Nutzen davon haben, denn seine Nichte ist meine Frau. Sobald ich Zeit habe, werde ich mich auch mit meiner Tochter beschäftigen.«

»Mit deiner Tochter?«

»Ohne Zweifel! Mit Florentinens Kind. Sie ist verteufelt schön, meine Tochter. Ich betrachtete sie da neulich. Sie sitzt oft an ihrem Fenster. Man kann sie wirklich eine Schönheit nennen. Später werde ich mich mit ihrem Etablissement beschäftigen müssen. Mittlerweile miethen wir eine schöne Wohnung, Equipage, Diener —«

»Aber sag', fürchtest Du nicht, daß Du durch diesen Luxus die Blicke allzusehr auf Dich lenkst und daß man dann entdecke ––«

»Dummkopf! Gerade dieser Luxus wird unsere Sicherheit sein. Wenn man einen Uebelthäter, einen entsprungenen Galeerensclaven sucht, so glaubt man ihn in den unteren Classen, unter den Armen und Elenden zu finden. Einen Mann aber, der Equipage und Die-

Digitized by Google

nerſchaft hat, der auf großem Fuße lebt, wird man ſich wohl erlauben, Verdacht gegen einen ſolchen zu hegen? Man bückt ſich vielmehr vor ihm und iſt ganz entzückt, wenn er ſich herabläßt, dem, mit dem er ſpricht, die Hand zu drücken.«

Achtes Capitel.

Der geheimnißvolle Pavillon.

Trotz des Verbots von Seiten ihres Gatten, oder vielleicht eben wegen dieſes Verbots — denn man weiß, daß das, was verboten iſt, ſtets einen gewaltigen Reiz auf die Frauen ausübt und zwar ſchon ſeit langer Zeit — kam Madame Roberval mit ihrer alten Freundin ſehr oft zuſammen. Sie beſuchte dieſelbe, ſetzte ſich mit ihr in das kleine Boudoir hinter dem Verkaufsloeal und frühſtückte hier oft mit Marie und deren Bruder, welcher ſich nicht wenig gefreut hatte, die Bekanntſchaft der freundlichen Madame Roberval zu machen.

Von Zeit zu Zeit erneuerte dieſe ihre Bitten, wodurch ſie ihre Freundin aufforderte, wieder einmal zum Frühſtück zu ihr zu kommen, indem ſie wiederholt ſagte:

»Du wirſt meinen Mann nicht zu ſehen bekommen. Er frühſtückt ſtets allein. Er kommt niemals in mein Cabinet. Es war ein außerordentlicher Zufall, der ihn gerade an dem Tage, wo Du dort warſt, zu mir führte, aber dergleichen Zufälle ereignen ſich nicht zweimal. Uebrigens würde er, wenn er auch käme, Dich doch nicht freſſen, denn es ſteht mir vollkommen frei, zu empfangen, wen ich will.«

Digitized by Google

Die Modistin widerstand jedoch diesen Bitten, indem sie erwiederte:

»Nein, liebe Freundin; dein Mann war unhöflich — beinahe grob gegen mich. Ich will mich nicht neuen Impertinenzen von seiner Seite aussetzen.«

»Aber er hat ja gar nichts zu Dir gesagt —«

»Gesagt hat er allerdings nichts, als er aber dein Zimmer verließ, nachdem Du ihm gesagt, wer ich sei, sprach er kein Wort weiter mit mir und grüßte mich nicht einmal, als er fortging. Ich bin sehr empfindlich, meine liebe Eulalie, und obschon dein Mann sehr reich ist, so sollte mich dies nicht abhalten, ihm den Text zu lesen, wenn er sich wieder einer Unhöflichkeit gegen mich schuldig machte. Es wird daher besser sein, wenn ich mich dieser Gefahr gar nicht aussetze. Er kam einmal unerwartet in dein Zimmer, er könnte auch zum zweiten Male kommen. Du kannst zu mir kommen, so oft es Dir beliebt. Ich freue mich stets, Dich zu empfangen, und hier sind wir bei unserer süßen Plauderei wenigstens ungestört.«

Wenn Victor zugegen war, theilte er die Meinung seiner Schwester und sagte:

»Ihr Gemal ist zu reich geworden. Das Glück hat ihn verwöhnt. Dies ist sein eigener Nachtheil. Wir brauchen seine Thaler nicht und es liegt mir gar nichts daran, seine Bekanntschaft zu machen, denn ich bin ihm nicht ähnlich. Dank meiner Schwester hat auch meine Lebensstellung sich geändert, aber ich vergesse nicht, daß ich Commissionär gewesen bin, und mein größtes Vergnügen ist, wieder auf meinem Boulevard du Temple herumzubummeln und meinen Freund Beaulard mit einem Glas Bier zu tractiren. Dieser

Digitized by Google

wackere gute Junge erklärt Wachsfiguren und will gar nichts Anderes thun. Er beſitzt einmal keinen Ehrgeiz.«

Dennoch hat Madame Roberval es ſich einmal in den Kopf geſetzt, ihre Freundin wieder bei ſich zu empfangen und zu tractiren, und ſagt zu ihr:

»Alſo, hier in Paris willſt Du mich durchaus nicht wieder beſuchen. Gut, ſprechen wir nicht weiter davon. Ganz gewiß aber kannſt Du Dich nicht weigern, einen Tag bei mir in meinem Landhauſe zu Ville d'Avray zuzubringen. Dort brauchſt Du nicht zu fürchten, meinem Manne in den Weg zu kommen, und Du wirſt ſehen, wie reizend unſere Villa iſt — ein wahrer Juwel! Wie groß und ſchattig iſt der Garten mit ſeinen vielen Blumen. Wir werden uns ganz gewiß ſehr gut amüſiren und Du kannſt Dir einen prächtigen Strauß mitnehmen, den Du Dir ſelbſt pflücken ſollſt.«

»Nun gut, auf deinem Landhauſe will ich Dich beſuchen, aber blos, wenn dein Mann auf Reiſen iſt, weil ich dann ſicher ſein kann, daß er nicht auch hinkommen wird.«

»Welch eine Idee! Indeſſen, es ſei. Da mein Gatte ſehr oft verreiſt, ſo wirſt Du mir deinen Beſuch dort bald machen können.«

Einige Tage nach dieſer Unterredung erhält die Modiſtin gegen zehn Uhr Morgens das folgende Billet:

»Mein Mann iſt heute Morgen nach Lyon gereiſt. Jetzt iſt der geeignete Augenblick, um unſer Project zu verwirklichen und nach Ville d'Avray zu fahren. Das Wetter iſt herrlich, vielleicht ein wenig warm, aber dort haben wir Schatten. Halte Dich bis Mittag bereit, ich werde Dich ab-

Digitized by Google

holen. Wenn dein Bruder uns begleiten kann, so soll es mir lieb sein.

»Stets die Deine.

»Eulalie Roberval.«

Marie trifft sofort alle Anstalten, um sich für den Tag frei zu machen. Sie theilt Arbeit unter ihre Gehilfinnen aus, indem sie sagt: »Es ist sehr wahrscheinlich, daß ich erst in der Nacht zurückkommen werde.«

Ein Viertel nach zwölf Uhr hält ein Wagen vor dem Magazin. Madame Roberval steigt heraus und kommt auf ihre Freundin zugeeilt.

»Du bist doch bereit?« fragt sie.

»Ja wohl — vollkommen bereit.«

»Und dein Bruder?«

»Diesen habe ich heute Morgen noch nicht gesehen. Zu ihm zu schicken wäre vergeblich, denn er ist niemals zu Hause.«

»Nun, dann fahren wir ohne ihn. Ich habe nicht meinen eigenen, sondern einen Miethwagen genommen. Meine Diener brauchen nicht alle zu wissen, wo ich hingehe. Ich habe diesen Wagen hier auf den ganzen Tag gemiethet.«

»Daran hast Du sehr wohl gethan. Wir haben dann völlig freie Hand.«

»Ich nehme eine delicate Pastete und ein kaltes Huhn mit. Draußen finden wir frische Eier und Obst und werden ganz gut schmausen, nicht wahr?«

»O, das ist mehr als nöthig.«

»Was den Wein betrifft, so gibt es dort ganz köstlichen. Ich finde, daß es von meinem Manne sehr unrecht ist, die Schlüssel zum Keller seinem Gärtner zu lassen, der sich oft

Digitized by Google

benebelt. Doch das ist Nebensache. Wollen wir nun aufbrechen?«

»Ja, ich bin bereit.«

Die beiden Freundinnen steigen in den Wagen. Sie freuen sich und fühlen sich glücklich, beisammen zu sein und zu wissen, daß sie dies den ganzen Tag sein werden; daß sie ungehindert schwatzen, lachen und sich jener Tage ihrer Jugend erinnern können, wo sie in den schönen Fluren der Normandie umherwandelten und wo es ein großes Fest für sie war, wenn sie sich einmal einen ganzen Tag frei machen konnten. Damals aber fuhren sie nicht in einem eleganten Miethwagen. Sie machten den Weg bescheidentlich zu Fuße, fühlten sich aber deswegen nicht weniger glücklich, denn damals waren sie jung und die Jugend ist die Heiterkeit des Lebens. Ach, wie herrlich ist die Jugend und warum weiß man oft nicht, sie so zu nützen und zu genießen, wie es geschehen sollte!

Warum? weil man nicht Alles auf einmal haben kann, weil man in diesem so schönen Alter, wo man nur lieben und lächeln sollte, sich fast immer der Arbeit widmen muß, um sich eine Carriere zu schaffen. Man muß an die Zukunft denken, man muß Geld verdienen, um sich die Vergnügungen verschaffen zu können, nach welchen man so begierig ist. Dies ist der Grund der Sorgen und Mühen, wodurch unsere schönen Tage verdunkelt werden.

Man wird mir hierauf entgegnen, daß es bevorrechtete Sterbliche gibt, welche im Schooße des Reichthums und der Größe geboren werden. Diese sind, sagt man, nicht genöthigt, sich eine Stellung zu schaffen; ihre Zukunft kann

Digitized by Google

ihnen nur rosenfarben erscheinen und ihre Jugend nur eine lange Reihe von Freuden sein.

Wer dies glaubt, täuscht sich aber sehr. Diese bevorrechteten Sterblichen, wie wir sie nannten, kämpfen mit dem Widerwillen, der Uebersättigung und der Entnervung, wovon das Uebermaß aller Freuden begleitet zu sein pflegt. Anstatt die Vortheile, welche ihnen das Glück verliehen, mäßig zu genießen, wollen sie sich auf einmal allen Genüssen widmen und leben in sechs Monaten zehn Jahre, vergeuden ihre Jugend noch viel schneller als Andere und so gleicht sich zuletzt Alles aus.

Kehren wir jetzt zu unseren Damen zurück.

Sie plaudern von der Vergangenheit und genießen die Gegenwart, denn der Tag ist herrlich und wenn man sich Ville d'Avray nähert, so hat man die Aussicht auf die herrlichen Umgebungen der Seineufer, so daß Marie mehr als einmal ausruft:

»Ach, wie reizend ist es doch auf dem Lande! Welch ein Vergnügen muß es sein, hier wohnen zu können! Sobald ich später einmal mein Geschäft aufgeben kann, kaufe ich mir ganz gewiß ein kleines Landhaus und ziehe mich auf dasselbe zurück.«

»Du wirst das unsrige sehen. Es ist sehr hübsch und zierlich und der Garten gut angelegt.«

»Daran zweifle ich nicht. Mir aber wird schon ein bescheidenes Häuschen genügen — mit einem Garten, den ich selbst in Ordnung halten werde.«

»Ja, das sagt man. Ich will zuweilen auch meine Blumen selbst pflegen. Aber es ist dies ein wenig anstren-

Digitized by Google

gend und ich muß in der Regel sehr bald den Gärtner rufen und mir von ihm helfen lassen.«

»O, Du bist aber auch schon durch den Reichthum verwöhnt. Dieser macht allerdings träg; man hat dann nicht mehr die Kraft, etwas für sich selbst zu thun.«

»Du hast Recht. Ich werde Dir mein Haus von unten bis oben zeigen, eben so wie die Terrassen, den Kiosk und den Teich. Dennoch aber gibt es etwas, was ich Dir nicht zeigen werde; da ich es aber selbst nicht sehen kann, so wäre es mir auch schwierig, es Andern zu zeigen.«

»Wie! es gibt auf deinem Besitzthum etwas, was Du nicht sehen kannst? Das verstehe ich nicht.«

»Denke Dir, daß mein Mann ganz am Ende des Gartens — und dies ist ziemlich weit von dem Hause — einen kleinen Pavillon hat bauen lassen, der nur aus einem Erdgeschoß besteht und nur zwei Fenster hat. Uebrigens hat er die Form einer Rotunde und sieht sehr elegant aus — wenigstens von außen, denn was das Innere betrifft, so habe ich dieses niemals gesehen.«

»Du bist noch nicht darin gewesen?«

»Nein; mein Mann schließt die Thür zu und trägt diesen Schlüssel, welchen er Niemand anvertraut, stets bei sich.«

»Wie! auch nicht einmal seiner Frau vertraut er ihn an?«

»Nein, auch nicht einmal seiner Frau. Er sagte zu mir: Dies ist mein Arbeitscabinet. Hier mache ich meine Berechnungen und entwerfe die Pläne zu meinen Speculationen. Ich will nicht, daß Jemand hineingehe. Ich habe

Digitized by Google

dieſen Pavillon ausdrücklich bauen laſſen, um behaglich darin arbeiten zu können und will niemals geſtört ſein.«

»Aber wenn er nicht darin iſt, ſo würde man ihn ja nicht ſtören, wenn man hineinginge?«

»Das iſt wohl wahr, wahrſcheinlich aber fürchtet er, daß man dann ſeine Papiere anrühre.«

»Papiere liegen gewöhnlich in einem Bureau, in einem Secretär, den er ohne Zweifel verſchließt, und folglich kann man auch dieſe nicht in Unordnung bringen.«

»Das iſt wohl wahr, mein Mann will aber einmal nicht, daß man in dieſen Pavillon gehe. Es iſt dies einmal ſo ſeine Idee und man muß ſich dareinfügen.«

»Und geht er ſelbſt oft in ſeinen Pavillon?«

»Ja, ſehr oft. Zuweilen bringt er ganze Tage darin zu, gewöhnlich aber geſchieht das, wenn er ſich allein auf unſer Landgut begibt.«

»Und Du folgſt ihm nicht nach, um zu ſehen, was er macht?«

»Nein, durchaus nicht. Ueberdies wäre dies auch unmöglich, da er ſich ſtets einſchließt.«

»Und wenn Ihr Gäſte habt?«

»Dann begibt mein Mann ſich nicht in ſeinen Pavillon. Iſt er aber einmal darin, ſo hält er ſich ſtets eingeſchloſſen.«

»Das finde ich aber ſehr ſonderbar. Wie kann ein Mann ſo geheimnißvoll gegen ſeine Frau ſein! Du biſt nicht neugierig, wie es ſcheint. Wäre ich an deiner Stelle, ſo wüßte ich ſicherlich ſchon längſt, was es in dieſem Pavillon gibt.«

Digitized by Google

»Und welche Mittel würdeſt Du zu dieſem Zweck anwenden?«

»Das weiß ich ſelbſt nicht gleich, aber ich würde deren ſchon finden. Weißt Du, daß dein Pavillon mich an die Geſchichte vom Blaubart erinnert? Wenn dein Mann Dir ſeinen Schlüſſel anvertraute und Dir verböte, jenen geheimnißvollen Ort zu betreten, würdeſt Du ihm wohl gehorchen?«

»Vielleicht! Lieber aber iſt es mir, wenn er mir den Schlüſſel nicht anvertraut.«

»Ich für meine Perſon würde es ganz gewiß machen wie Blaubart's Frau. Ich würde mir einbilden, daß mein Mann an dieſem ſo gut verwahrten Ort eine Geliebte — ein junges Mädchen verſteckt halte, die er vielleicht entführt hat.«

»Welch eine Idee! Mir iſt ſo etwas noch nie in den Sinn gekommen.«

»Es iſt in der That unrecht von mir, daß ich Dir Argwohn gegen deinen Mann einflöße, und übrigens kommt es mir, die ich von dem meinigen verlaſſen worden bin, durchaus nicht zu, die Handlungsweiſe Anderer zu kritiſiren.«

Während die beiden Freundinnen ſo mit einander plaudern, langen ſie in Ville d'Avray an. Madame Roberval zeigt dem Kutſcher den Weg, welchen er einzuſchlagen hat, und es dauert nicht lange, ſo hält der Wagen vor einem ſchönen Gitterthor, hinter welchem man einen von Orangenbäumen umgebenen Raſenplatz und weiterhin ein hübſches, in italieniſchem Style erbautes Haus ſieht.

»Nun ſind wir da,« ſagt Eulalie ausſteigend.

Digitized by Google

In dieſem Augenblicke öffnet ſich das Gitterthor und ein alter Bauer will eben aus dem Garten heraustreten. Als er den Wagen ſieht, bleibt er ſtehen und ruft aus:

»Ah, da kommt ja Madame, das iſt ſchön!«

»Marie, ich ſtelle Dir meinen Gärtner vor,« ſagt Madame Roberval. »Guten Tag, Vater Guillaume. Wie es ſcheint, kommen wir gerade noch zur rechten Zeit, denn Ihr wollt eben ausgehen.«

»Ich wollte blos da drüben einen Biſſen zu mir nehmen.«

»Ja, ja, ich weiß es ſchon, bei dem Weinhändler, wie gewöhnlich.«

»Na, mein Gott, der Menſch will leben, und übrigens dachte ich nicht, daß Jemand kommen würde, beſonders da der Herr zu mir geſagt hatte: »Guillaume, laßt Niemanden ein. Wenn Beſuch kommt, ſo ſagt: Die Herrſchaft iſt nicht da, und ich habe Befehl, nicht zu öffnen.«

»Das hat mein Mann zu Euch geſagt? Dann iſt er alſo heute Morgen hier geweſen?«

»Ja wohl, Madame. Er kam ſehr früh, noch vor acht Uhr und iſt auch jetzt noch da.«

»Mein Mann iſt in dieſem Augenblicke hier?«

»Allerdings. Sie haben es wohl gar nicht gewußt, Madame? Ich glaubte, Sie wollten Ihren Herrn Gemal hier aufſuchen.«

Eulalie ſieht Marie an. Die beiden Freundinnen ſind ganz beſtürzt und die Modiſtin ſagt:

»Liebe Freundin, packe deine Delicateſſen nicht erſt aus. Das Beſte, was wir thun können, iſt, ſofort wieder umzukehren.«

Digitized by Google

»Ach, das wäre noch beſſer! Vater Guillaume, wo iſt mein Mann in dieſem Augenblicke?«

»Nun, ich ſollte meinen, das können Sie ſich denken, Madame. Der Herr iſt in ſeinem Pavillon. Er begab ſich ſofort in denſelben und ging gar nicht erſt einmal in das Haus. Uebrigens macht er es, wenn er allein kommt, ſtets ſo. Er bleibt in ſeinem Pavillon bis ſechs Uhr Abends und geht dann fort, ohne das Haus zu betreten.«

»Da hörſt Du es, Marie. Wir werden ihm nicht in den Weg kommen. Er wird nicht einmal ahnen, daß wir da ſind. Jetzt ſitzt er eingeſchloſſen in ſeinem Pavillon bis ſechs Uhr Abends. Wir werden uns eher wieder entfernen, und folglich iſt er für uns ſo gut wie gar nicht da.«

»Ich für meine Perſon finde dies aber nicht ſo ganz einerlei.«

»Guillaume, tragt einmal dieſe Sachen in das Speiſezimmer, legt zwei Couverts auf, geht in den Keller und holt uns Wein herauf.«

»Schön, Madame. Ganz, wie Sie befehlen.«

»Dann gebt dem Kutſcher zu trinken.«

»Ja wohl, Madame; ich werde ein Glas mit ihm trinken.«

»Verſteht ſich. Alſo, komm' nun, Marie, und ſchau nicht ſo ernſt darein. Man ſollte meinen, Du fürchteteſt Dich hier. Während man den Tiſch deckt, will ich Dir den Garten zeigen.«

»Den Garten! Aber dann kann dein Mann uns ja von ſeinem Pavillon aus ſehen.«

»Durchaus nicht. Die Fenſter des Pavillons haben undurchſichtiges Glas und übrigens ſind auch die Vorhänge

Digitized by Google

ſtets geſchloſſen. Ich habe mich ſchon oft gefragt, was mein Mann an einem Orte machen kann, wo es nothwendig ſehr dunkel ſein muß. Ich glaube, er geht ganz einfach dorthin, um zu ſchlafen. Uebrigens wollen wir, der größeren Sicherheit wegen, nicht vor dem Pavillon vorbeigehen.«

»Das iſt mir allerdings lieber.«

Die Damen lenken ihre Schritte nach dem Garten, der ſich hinter dem Hauſe befindet, aber ihre Heiterkeit iſt verſchwunden. Eulalie mag thun, was ſie will, um ihre Freundin wieder aufzumuntern, dieſe bleibt ernſt und murmelt:

»Unſere Partie iſt eine verfehlte. Du hatteſt mir aber doch geſchrieben, dein Mann wäre nach Lyon gereiſt.«

»So hatte er auch zu mir geſagt. Er fügte ſogar hinzu, daß er acht Tage wegbleiben würde. Jedenfalls hat er ſich anders beſonnen.«

»Das iſt Schade.«

»Na, laſſen wir uns doch unbekümmert um ihn. Wir ſind ja ſicher, ihm hier nicht zu begegnen.«

»Wenn er mich hier wieder beim Frühſtück antrifft, ſo wird er ſagen, ich käme blos zu Dir, um zu eſſen.«

»Ach, ſei doch nicht ſo thöricht! Sieh hier einmal dieſe Camelien, dieſe Magnolien und dieſe ſchönen Roſen. Dieſe da iſt der »Glanz von Dijon«, dieſe daneben iſt die »Erinnerung an Malmaiſon.«

»Ja, ja. Du haſt reizende Blumen. Aber wo ſteht der Pavillon?«

»Dort unten — am Ende der großen Allee. Willſt Du ihn ſehen, ohne im mindeſten Gefahr zu laufen, von Dem, der jetzt darin iſt, geſehen zu werden?«

Digitized by Google

»Wie sollten wir dies anfangen?«

»O, es ist sehr leicht. Diese große Allee hat zu beiden Seiten zwei kleine Alleen, die mit ihr in gleicher Richtung laufen, aber von dicht belaubten Geißblattsträuchern eingefaßt sind.«

»Nun und?«

»Nun, wenn wir eine dieser kleinen Alleen hinuntergehen, so kommen wir in die Nähe des Pavillons, ohne von einer oder der andern Seite bemerkt zu werden.«

»Ah so! Nun wenn Du sicher bist, daß man uns nicht sehen kann, so wollen wir ein wenig hingehen.«

Die beiden Freundinnen lenken ihre Schritte in eine kleine dichtbelaubte Allee, welche in der That von Geißblatt- und Fliederbüschen eingefaßt ist.

Langsam gehen sie weiter. Nachdem sie etwa zweihundert Schritte zurückgelegt, erblicken sie den Pavillon, dessen Thür sich der großen Mittelallee gegenüber befindet.

Marie bleibt stehen. Sie empfindet eine unklare Anwandlung von Furcht, ihre Begleiterin aber sagt zu ihr:

»Komm doch! Wir wollen noch einige Schritte weiter gehen. Du siehst, daß wir dieses elegante kleine Gebäude ganz mit Muße betrachten können, ohne gesehen zu werden.«

Die Damen gehen noch einige Schritte und sind nicht mehr weit von dem Pavillon entfernt, als plötzlich Schlüsselgeklirr sich hören läßt, dann die Thür des Pavillons sich rasch öffnet und Roberval auf der Schwelle erscheint.

Die beiden Freundinnen bleiben unwillkürlich stehen, sehen einander an und wagen nicht zu athmen.

Roberval hält einen versiegelten Brief in der Hand, geht einige Schritte vorwärts und ruft dann:

Digitized by Google

»Guillaume! Guillaume! — wo ſteckt denn dieſer verwünſchte Saufaus? Heda, Guillaume!«

Der Gärtner kommt aber nicht zum Vorſchein und gibt auch keine Antwort.

Roberval ſtampft ungeduldig mit dem Fuße und ſagt:

»Aber dieſer Brief muß heute Vormittag noch fort. Guillaume! Guillaume! Ich ſehe ſchon, ich muß den Lümmel ſuchen.«

Und mit dieſen Worten entfernt er ſich eiligſt nach dem Hauſe zu, während er die Thür des Pavillons hinter ſich angelehnt läßt.

»Er iſt fort!« ſagt Marie.

»Ja,« entgegnete Eulalie. »Sieh doch, er hat die Thür offen gelaſſen! Dieſe Gelegenheit iſt zu ſchön, als daß wir ſie nicht benutzen ſollten. Komm Marie.«

»Was willſt Du thun?«

»Ich will ſehen, was da drinnen iſt — wir haben vollauf Zeit. Von hier bis zum Hauſe iſt es weit und übrigens wird er auch Guillaume, der mit dem Kutſcher trinken gegangen iſt, nicht ſogleich finden. Komm ſchnell; wir werfen blos einen Blick hinein, dann gehen wir wieder fort.«

Indem Madame Roberval dies ſagt, biegt ſie die Zweige eines Fliederſtrauches auseinander und eilt auf den Pavillon zu. Marie folgt ihr, indem ſie bei ſich ſagt:

»Ich habe ihre Neugier erſt rege gemacht, folglich muß ich auch mitgehen, und wenn die Sache ſchlimm abläuft, werde ich die ganze Schuld auf mich nehmen.«

Die beiden Damen ſtoßen die Thür auf und treten in

Digitized by Google

einen kleinen Salon von achteckiger Form, der auch ganz dunkel ist.

»Da siehst Du,« sagt Madame Roberval, »ich dachte mir gleich, daß es hier ganz finster sein müsse. Was kann er nur hier machen?«

»Es ist ja noch ein Zimmer da,« sagt Marie, welche den Lichtstrahl bemerkt, der durch eine zweite, ebenfalls nur angelehnte Thür fällt.

»Noch ein Zimmer? Ah, Du hast Recht! Komm', laß' uns sehen.«

Die Damen stoßen auch diese Thür auf und treten in ein kleines Gemach, welches eben so hell ist als das erstere finster. Dennoch hat dieses Zimmer kein Fenster, sondern das Licht fällt von oben durch eine Decke von starkem undurchsichtigen Glas herein.

In diesem Gemach befindet sich weiter kein Möbel als ein Sessel, der vor einem umfangreichen Bureau steht, welches ganz allein den Hintergrund des Zimmers ausfüllt.

Auf diesem Bureau sieht man Massen von Papieren verschiedener Art und außerdem sämmtliche Werkzeuge, die ein Graveur bei seiner Arbeit braucht, so wie Federn, Dintenfässer und endlich ein Bündel Bankbillets und ein paar Pistolen.

Madame Roberval, welche zuerst das Graveurwerkzeug erblickt, ruft aus:

»Also er geht hieher, um zu graviren! Das ist das ganze Geheimniß! Wie albern von ihm, sich deswegen zu verstecken! Da liegen Bankbillets. Wie es scheint, hat er hier auch eine Casse. Was sehe ich! Pistolen! Wahrscheinlich aus Vorsicht gegen Diebe.«

Marie stößt aber plötzlich einen Schrei aus. Sie sieht

Digitized by Google

auf dem Tiſche des Bureaus ein kunſtmäßig aufgeſpanntes, an den vier Ecken mit Marmorwürfeln beſchwertes Seidenpapier, nach welchem Vorbilde man angefangen hat ein falſches Bankbillet zu fertigen. Dieſes aber iſt noch nicht fertig.

Marie ergreift die Hand ihrer Freundin, legt ſie auf das halb gravirte Billet und ſagt zu ihr:

»Sieh, das iſt es, was dein Mann hier macht.«

Madame Roberval wird bleich und ſtammelt:

»Mein Gott, was iſt das?«

»Falſche Bankbillets ſind es. Dein Mann iſt ein Falſchmünzer. Dieſen Stoß Billets hat er ohne Zweifel ſelbſt gemacht.«

»Du machſt mich ſchaudern. Wäre es möglich?«

»Komm, komm! laß uns ſo ſchnell als möglich dieſen entſetzlichen Ort verlaſſen. Wenn er jetzt wiederkäme — dieſe Waffen — er würde uns ſofort umbringen, denn wir wiſſen nun ſein Geheimniß. Komm, ſo komm doch!«

Die arme Madame Roberval hat aber kaum noch Kraft zu gehen. Marie ſieht ſich genöthigt, ſie am Kleide zu zerren, beinahe zu tragen, um ſie aus dem Atelier und dann aus dem achteckigen Salon fortzubringen.

Endlich ſind ſie hinaus — im Garten. Eulalie dreht ſich um und will die Thür des Pavillons zumachen, ihre Freundin thut ihr aber Einhalt und ſagt:

»Unglückliche, er würde dann ja ſehen, daß wir drinnen geweſen ſind, denn er weiß ſicherlich, daß er die Thür offen gelaſſen. Komm, entfernen wir uns ſo raſch als möglich von dieſem unheimlichen Orte.«

Die beiden Freundinnen haben aber kaum drei Schritte

Digitized by Google

zurückgelegt, so steht plötzlich Roberval vor ihnen. Er ist leichenblaß, er hat keine Brille mehr auf und sein Blick ist furchterregend.

Er vertritt den beiden Damen den Weg, indem er mit halb erstickter Stimme sagt:

»Was machen Sie hier?«

»Mein Freund, wir — wir sind so eben erst hierhergekommen — wir gingen im Garten spazieren.«

»Sind Sie in dem Pavillon gewesen?«

»Nein, wir sind nicht darin gewesen.«

»Aber warum stehen Sie denn hier, vor der Thür?«

»Weil — mein Gott, ich will Dir es gestehen — weil ich im Vorübergehen sah, daß die Thür nicht verschlossen war, und da Du mir niemals hast erlauben wollen, diesen Ort zu betreten, so wollte ich die Gelegenheit benutzen, um mich einmal in diesem Pavillon umzusehen, dessen Inneres ich nicht kenne. Marie widersetzte sich aber meiner Absicht und weigerte sich mit mir hineinzugehen, als Du plötzlich kamst.«

Diese Worte werden mit einer Aufregung gesprochen, welche die arme Frau nach Kräften bemüht ist zu überwinden.

Was Marie betrifft, so zittert diese nicht mehr. Roberval's Anblick hat ihr, anstatt sie einzuschüchtern, ihre ganze Energie wieder gegeben, und anstatt vor ihm die Augen niederzuschlagen, trägt sie den Kopf gerade und ihr Blick scheint ihm zu trotzen.

Roberval betrachtet die beiden Frauen einige Augenblicke lang mit wilden, unentschlossenen Blicken, dann lenkt er seine Schritte nach der Thür des Pavillons und murmelt:

Digitized by Google

»Es ist gut — Sie können gehen.«

Dies ist gerade das, was die beiden Freundinnen selbst am sehnlichsten wünschen. Sie verdoppeln sofort ihren Schritt, gehen durch den Garten, ohne ein Wort mit einander zu sprechen, und erreichen endlich das Gitterthor, wo sie den Kutscher und den Gärtner finden.

Vater Guillaume sagt zu ihnen:

»Das Frühstück ist servirt, meine Damen. Ich sprach so eben den Herrn und fragte ihn, ob er mit den Damen frühstücken werde. Er gab mir aber keine Antwort, sondern drehte sich, als er hörte, daß Madame hier sei, sofort um.«

Man kann sich sehr leicht denken, daß die beiden Freundinnen jetzt nicht mehr daran dachten, zu frühstücken.

»Wir wollen fort,« sagte Madame Roberval, »wir wollen unverweilt aufbrechen.«

»Was, Madame, und Ihr Frühstück?«

»Komm, Marie. Kutscher, fahrt uns nach Paris zurück.«

Die beiden Damen steigen in den Wagen, ohne auf die kläglichen Vorstellungen des Gärtners zu hören.

Als der Kutscher endlich seine Pferde in raschen Trab gesetzt und man das Landhaus aus den Augen verloren hat, wirft Madame Roberval sich weinend in die Arme ihrer Freundin und murmelt:

»Mein Gott, Unglückliche, die ich bin!«

»Ja, meine arme Eulalie. Und ich beneidete Dich um dein Glück!«

»Ich bin also das Weib eines — ha, ich wage nicht das furchtbare Wort auszusprechen. Welche Existenz wird

Digitized by Google

mir von nun an beſchieden ſein! Jeden Augenblick werde ich glauben Gendarmen zu ſehen, welche kommen, um meinen Gatten feſtzunehmen. Marie, meine gute Marie, nicht wahr, Du wirſt nichts ſagen? Du wirſt nicht dieſes furchtbare Geheimniß verrathen, welches den Mann, deſſen Namen ich trage, auf's Blutgerüſt führen würde?«

»Nein, ich werde nichts ſagen — um deinetwillen — denn ſonſt — aber um deinetwillen werde ich nichts ſagen.«

Neuntes Capitel.

Die Liebenden.

Wochen und Monate ſind ſeit jenem Abend vergangen, an welchem Turlure auf dem Theater der Gaîté debutirte, aber, wie man ſich erinnern wird, durchaus nicht mit Glück. Der Director hat ihr daher auch wohlmeinend gerathen, wieder auf den Boulevard zurückzukehren und Gerſtenzucker zu verkaufen.

Dieſer Rath iſt aber nicht befolgt worden, denn Turlure war nach jenem Abend nicht wieder auf dem Boulevard du Temple erſchienen, wo ihr Platz nur noch von dem unglücklichen Bourſiquet eingenommen ward, der, ſobald er auf einige Augenblicke aus ſeinem Café abkommen konnte, nicht verfehlte ſich hierherzupflanzen, um zu ächzen und zu ſeufzen und zu der Pfefferkuchenhändlerin zu ſagen:

»Haben Sie ſie denn noch nicht geſehen? Iſt ſie noch nicht wieder dageweſen?«

Digitized by Google

Madame Rouflard antwortet aber allemal in ſpöttiſchem Tone:

»Wie albern Sie doch ſind! Zu Oſtern oder zum Trinitatisfeſte wird ſie ſchon wiederkommen.«

»Sie glauben wirklich, ſie werde zum Trinitatisfeſte wieder da ſein?«

»Ich glaube, Sie ſind ein Gimpel, weil Sie auf dieſe Weiſe nach einer Perſon ſchmachten können, welche Sie zum Beſten hält. Turlure iſt jedenfalls mit ſo einem Theaterhanswurſt durchgegangen. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ſie ganz gewiß nicht wieder als Verkäuferin auf den Boulevard zurückkehrt.«

Bourſiquet war dann ganz troſtlos zu Florentine gegangen, um vielleicht von dieſer einige Auskunft über ſeine Undankbare zu erlangen. Florentine hat ihm aber geantwortet:

»Ich weiß auch nicht mehr als Sie, mein armer Bourſiquet. Seit jenem verhängnißvollen Abend, welcher Turlure für immer von ihrer Leidenſchaft für's Theater hätte heilen ſollen, iſt ſie nicht wieder zu uns gekommen. Meine Tochter hat ſie nicht wieder geſehen. Früher kannte ich ihre Adreſſe, aber ſie war ausgezogen und hatte mich von ihrer neuen Wohnung nicht in Kenntniß geſetzt.«

»Mich auch nicht, die Ducknäuſerin! Wenn ich ſie fragte, wo ſie wohne, antwortete ſie allemal: Was geht das Sie an? Ich will ja gar nicht, daß Sie mich beſuchen.«

»Glauben Sie mir, Herr Bourſiquet, das Beſte, was Sie thun können, iſt, Turlure zu vergeſſen.«

Und der arme junge Mann war dann wieder fortgegangen und hatte bei ſich ſelbſt geſagt:

Digitized by Google

»Jemanden zu rathen, daß er die Perſon, die er liebt, vergeſſen ſolle, iſt ſehr leicht. Es iſt das gerade ſo, wie wenn man Zahnſchmerzen hat. Dann gibt es auch Leute, welche ſagen: Man muß nur nicht daran denken.«

Jener an Ereigniſſen ſo fruchtbare Abend hatte aber nicht blos Bourſiquet mit Trauer erfüllt, ſondern auch andere Gefühle geweckt, und andere Herzen ſchlagen gemacht. Nicht jede Liebe, welche er hatte entſtehen ſehen, ſollte dasſelbe Schickſal haben wie die, welche der arme Bourſiquet für Turlure hegte.

Jener junge Ernſt Didier, welcher im Theater mit Florentine und ihrer Tochter geplaudert, hatte Honorinens ſo reizendes Bild nicht wieder aus ſeiner Erinnerung zu bannen vermocht.

Und warum hätte er dies auch verſuchen ſollen? Kann ein nichtactiver vierundzwanzigjähriger Offizier wohl etwas Beſſeres zu thun haben, als ſich mit Liebe zu beſchäftigen?

Der junge Mann war der Mutter und der Tochter auf ihrem Heimwege mit den Augen gefolgt. Er hatte ſich ihr Haus gemerkt und ſchon am nächſtfolgenden Tage Nachmittags wandelte er auf der andern Seite des Boulevard hin und her und ſchaute unaufhörlich nach den Fenſtern des glücklichen Hauſes, das in ſeinen Mauern das reizende Weſen barg, welches er vor Begier brannte wieder zu ſehen.

Die Blicke unſeres Offiziers ſchweiften unaufhörlich von der erſten bis zur dritten Etage. Zum Glück für ihn hatte das Haus nicht mehr, denn ſonſt hätte er endlich ſchielen gelernt, denn er wollte oft mehrere Fenſter zu gleicher Zeit im Auge behalten.

Digitized by Google

In den beiden ersten Etagen blieben die Fenster fortwährend geschlossen. Endlich aber wird in der dritten eines geöffnet und es nimmt Jemand daran Platz.

Es ist allerdings nicht das reizende junge Mädchen, wohl aber die Mutter, und es ist schon etwas, zu wissen, daß man seine Blicke auf die Fenster des dritten Stockwerkes zu richten hat.

Der junge Mann will dies jedoch nicht auf allzu auffallende Weise thun. Er fährt fort hin und her zu promeniren, aber er geht nicht weit und verliert die glückseligen Fenster nie aus den Augen.

Wenn er sich weit genug entfernt hat, kehrt er um, und wenn er sich dem Hause, welches ihn interessirt, gegenüber befindet, sieht er es nur noch verstohlen an, und als ob er nach etwas Anderem sähe. Dann entfernt er sich wieder, um bald umzukehren.

Es ist ein förmlicher Schildwachdienst, aber wer von uns hätte dergleichen verliebte Dienste nicht verrichtet, die zuweilen weit länger dauern, als die einer wirklichen Schildwache? Was mich betrifft, so erinnere ich mich, daß ich oft im Winter auf diesem Posten gestanden, dem Schnee und Regen getrotzt und nicht einmal die Pfützen gesehen habe, in welchen ich herumtratschte.

Honorine erscheint an diesem Tage nicht am Fenster, am nächstfolgenden aber ist man glücklicher.

Das schöne Kind kommt, um auf einen Augenblick neben der Mutter Platz zu nehmen. In ihrem einfachen Hausanzuge erscheint sie noch verführerischer und der junge Mann kann kein Auge von dem Fenster verwenden.

Digitized by Google

Er bleibt ſtehen wie ein Wonnetrunkener, ein Verzückter.

Da man in Paris, ſobald man Jemand ſtehen bleiben und lange nach einer und derſelben Richtung hinſchauen ſieht, glaubt, daß es etwas Außerordentliches zu ſehen gebe, ſo ſammeln ſich auch jetzt ſehr bald mehrere Pflaſtertreter um Ernſt und ſagen zu ihm:

»Was gibt es denn? Was iſt denn los? Brennt es wo?«

Unſer junger Freund, dem dieſe Fragen läſtig ſind, ſtößt die ihn umringenden Bummler zurück und antwortet, indem er ſich entfernt:

»Es iſt ein Affe entflogen.«

Die Neugierigen bleiben mit offenen Mäulern ſtehen und wiederholen:

»Ein Affe iſt entflogen! O, das möchten wir ſehen!«

Und die Menge wird immer zahlreicher, ſo daß man bald nicht mehr über den Boulevard gehen kann. Alles, was dieſes Weges kommt, bleibt ſtehen, um den fortfliegenden Affen zu ſehen, und man ergeht ſich in allerhand gediegenen Bemerkungen.

»Dann muß es aber doch ein Affe ſein, der Flügel hat?« fragt eine biedere Alte.

»Warum nicht?« ſagt ein kleiner alter Mann, der den Gelehrten ſpielen will. »Es gibt fliegende Ameiſen, warum ſoll es nicht auch fliegende Affen geben?«

»Aber ich ſehe ja nichts.«

»Ich auch nicht.«

»Angeführt! angeführt!« ſchreit ein Gaſſenbube und ſchlägt ein lautes Gelächter auf.

Digitized by Google

Die enttäuschte Menge beginnt sich nun zu zerstreuen, mehrere gute Frauen sind aber von diesem Augenblicke an fest überzeugt, daß es fliegende Affen gibt, und beeilen sich, es zu Hause zu erzählen.

Ernst sieht ein, daß er nicht wieder wie ein Verzückter stehen bleiben darf, um die schöne Honorine zu betrachten, weil dadurch Zusammenrottungen auf dem Boulevard verursacht werden.

Er nimmt sich vor, seines Weges weiter zu gehen, obschon ganz langsam, um die Züge, welche ihm die Ruhe geraubt, mit Muße betrachten zu können.

Dies thut er mehrere Tage lang. Er sieht Honorine nicht alle Tage, aber wenn sie am Fenster erscheint, so fühlt er sich für den ganzen noch übrigen Tag beglückt.

Honorine setzte sich niemals an's Fenster, als wenn ihre Mutter schon daran saß. Dennoch aber hatte sie dies zufällig einmal gethan, während ihre Mutter nicht bei ihr war. Gerade in diesem Augenblick ging Ernst vorüber und diesmal kann er nicht umhin, wieder stehen zu bleiben.

Honorine blickt nach ihm hin und sofort grüßt er sie mehrmals und Honorine gibt ihm durch eine anmuthige Kopfbewegung seinen Gruß zurück.

Ernst ist außer sich vor Freuden, denn er sagt bei sich selbst:

»Sie hat mich erkannt, denn sie gibt mir meinen Gruß zurück. Wenn ich für sie ein Unbekannter wäre, so hätte sie das Gesicht weggewendet. Sie hat mich erkannt. Dann hat sie mich also nicht gänzlich vergessen.«

Florentine, die ebenfalls im Zimmer, wenn auch nicht

Digitized by Google

am Fenster ist, sieht, daß ihre Tochter Jemand grüßt, und ruft, ohne von ihrem Stuhl aufzustehen, ihr zu:

»Wen grüßest Du denn auf dem Boulevard, mein Kind?«

Honorine wird, ohne recht zu wissen warum, purpurroth und antwortet:

»Mama — es ist — Du weißt schon — es ist jener junge Mann —«

»Was für einen jungen Mann meinst Du?«

»Nun den, mit welchem wir im Theater sprachen — an dem Abend, wo meine arme Pathe zum ersten Mal auftrat.«

Auch Florentine hatte, da sie oft auf den Boulevard hinunterſah, den jungen Mann, der so oft auf der andern Seite der Chaussée hin und her ging, recht wohl bemerkt und erkannt, aber sie hatte Honorine nichts davon gesagt, weil sie recht wohl ahnte, daß um dieser willen der hübsche Offizier so vor ihrem Hause hin und her promenirte, und nun wollte sie wissen, ob Honorine ihn auch bemerkt hätte.

Eine Mutter täuscht sich in dem Thun und Treiben eines Liebenden nicht so leicht, besonders wenn diese Mutter selbst auch noch in dem Alter steht, wo man liebt und gefällt.

Es gibt in diesem Falle viele Mütter, welche die Blicke, die ihren Töchtern gelten, auf sich selbst beziehen; aber Florentine gehörte nicht zu dieser Zahl.

Da sie nicht mehr daran denkt, zu gefallen, da sie jetzt nur noch eine Liebe, nämlich die zu ihrer Tochter, im Herzen trägt, so findet sie es ganz natürlich, daß ein Mann sich in Honorine verliebe. Sie wäre sogar überrascht gewesen,

Digitized by Google

wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, und es lag ihr daher vor allen Dingen daran, zu wissen, was in dem Herzen ihrer Tochter vorging.

Mit verstellt gleichgiltiger Miene antwortet sie daher:

»Ah, ganz richtig, jetzt entsinne ich mich. Du meinst den jungen Mann, der im Theater hinter uns saß.«

»Ja, Mama, und der jenen alten garstigen Herrn abfertigte, welcher mich mit seinen Knieen in den Rücken stieß.«

»Der junge Mann war sehr artig.«

»O sehr artig. Es ist Herr Ernst Didier.«

»Wie! Du kennst seinen Namen?«

»Er sagte ihn uns ja selbst, Mama, nachdem er die Karte des alten Herrn gelesen, welcher Vicomte Orestes de la Palissonniére, ehemaliger Mundschenk des Königs, hieß, aber seine Wohnung nicht angegeben hatte. Herr Ernst nannte uns hierauf seinen eigenen Namen und Stand. Er ist Exlieutenant im 29. Linien-Infanterie-Regiment und wohnt Faubourg Montmartre, Nummer 17.«

»Mein Gott, Honorine, Du hast ja ein riesiges Gedächtniß!«

»Ja, Mama, ich habe von jeher ein gutes Gedächtniß gehabt.«

Florentine findet es vor der Hand nicht angemessen, über diesen Gegenstand weiter zu sprechen, wohl aber beobachtet sie die geringsten Bewegungen ihrer Tochter mit noch größerer Wachsamkeit.

Sie bemerkt, daß von diesem Tage an Honorine sich viel öfter als zeither ans Fenster setzt und daß sie, wenn sie nicht wagt dasselbe zu öffnen, dicht dahinter Platz

Digitized by Google

Secunde ihre Blicke auf den Boulevard richtet, ſo daß ihre Stickerei darunter leidet und ſie zuweilen genöthigt iſt, ihre Arbeit wieder von vorn anzufangen.

Was den jungen Offizier betrifft, ſo geht er öfter als je vorüber. Seitdem er einen Gruß mit Honorine gewechſelt, könnte er keinen Tag leben, wenn er ſie nicht zu ſehen ſuchen ſollte, und ſobald als er ſie gewahrt, gehen die Begrüßungen wieder los. Die Mutter, welche Alles dies bemerkt, ſagt:

»Du ſiehſt, wie es ſcheint, ſehr oft Bekannte vorbeigehen, meine Tochter.«

»Nein, Mama. Es iſt blos Herr Ernſt, der mich grüßt.«

»Immer und immer wieder Herr Ernſt. Findeſt Du nicht, daß dieſer junge Mann ein wenig ſehr oft bei uns vorbeigeht?«

»Mama, es iſt ja ſo hübſch auf dem Boulevard, beſonders auf dieſem; hier gibt es ſo Vielerlei zu ſehen.«

»Aber verbringt denn dieſer junge Mann ſein Leben mit Spazierengehen?«

»Da er nicht mehr in Activität iſt, was ſoll er dann weiter thun, Mama?«

»Ja, da haſt Du Recht. Er kann nicht Beſſeres thun als ſpazieren gehen. Nur iſt es ſonderbar, daß er dies ſogar thut, wenn es regnet.«

»Ach, Mama, fürchten die Soldaten ſich wohl vor dem Waſſer?«

Florentine ſieht, daß ihre Tochter auf Alles zu antworten weiß, und daß die Promenaden und Grüße des jungen Mannes weit entfernt ſind, ihr gleichgiltig zu ſein.

Digitized by Google

Die Mutter bedenkt, daß sie selbst ein Opfer der Verführung gewesen. Sie zittert schon für die Ruhe ihrer Tochter, und nimmt sich vor, ihren besten Freund, ihren Beschützer, zu Rathe zu ziehen, oder mit anderen Worten, den Grafen von Germancey zu fragen, was sie thun soll, um zu verhindern, daß eine vielleicht verderbliche Liebe sich des Herzens ihrer Tochter bemächtige.

Es dauert nicht lange, so bietet sich die erwünschte Gelegenheit dar.

Der Graf von Germancey kommt, um seine Pathe zu besuchen, und als diese, nachdem sie ihn geküßt, wieder ihren Platz am Fenster einnimmt, führt Florentine den Grafen auf die Seite und erzählt ihm Alles, was Bezug auf den jungen Mann hat, der jetzt so häufig Begrüßungen mit ihrer Tochter wechselt.

Der Graf von Germancey hört Florentine aufmerksam an und erkundigt sich vor allen Dingen, ob diese Bekanntschaft schon von längerer Zeit her datirt.

»Es sind jetzt,« antwortet Florentine, »beinahe fünf Monate, als wir im Theater Gaîté waren, wo wir, wie ich Ihnen eben erzählt, durch einen Zufall veranlaßt wurden, mit diesem jungen Mann zu sprechen. Nur wenige Wochen später bemerkte ich, daß er oft an unsern Fenstern vorüber promenirte. Honorine aber bemerkte dies nicht, denn sie setzte sich damals sehr selten an's Fenster. Erst seit ungefähr sechs Wochen hat sie den Herrn, der sie grüßt, wiedererkannt; seit dieser Zeit setzt sie sich mit ihrer Arbeit fortwährend ans Fenster, arbeitet aber sehr wenig und sehr schlecht, weil sie ihre Augen fortwährend auf den Boulevard richtet. Wenn dann der junge Mann vorbeikommt, so grüßen sie

Digitized by Google

einander und ſie erröthet. Ach, beſter Herr Graf, ich weiß nur zu gut, was dies Alles ſagen will. Honorine fängt an zu lieben und ich habe mir ſogleich vorgenommen, Ihnen Alles zu ſagen und Sie um Rath zu fragen, auf welche Weiſe wir dieſe erwachende Liebe aus dem Herzen meiner Tochter verbannen können.«

Der Graf lächelt, dann antwortet er: »Iſt es aber denn vor allen Dingen erwieſen, daß wir dieſe erwachende Liebe verbannen und uns ihrem Wachsthum widerſetzen müſſen? Meine liebe Florentine, Ihre Tochter ſteht jetzt in ihrem ſechzehnten Lebensjahre. Sie iſt zu hübſch, um nicht Liebe einzuflößen, und zu verſtändig und gefühlvoll, um deren nicht ſelbſt zu empfinden. Es handelt ſich blos darum, zu wiſſen, ob der Mann, der ihr zu gefallen ſucht, würdig iſt, ihr Herz zu beſitzen. In dieſer Beziehung muß man allerdings vorſichtig zu Werke gehen, aber ich nehme dieſe Aufgabe auf mich und wenn dieſer junge Mann ſich vielleicht hinter Geheimniſſe verſtecken wollte —«

»Hinter Geheimniſſe? O im Gegentheil, er hat uns ſofort von ſeinem Stande in Kenntniß geſetzt. Er trägt einen Orden.«

»Das haben Sie mir ſchon geſagt, aber Ordensdecorationen darf man nicht allemal trauen.«

»O, er hat uns auch ſeinen Namen genannt. Er heißt Ernſt Didier —«

»Ernſt Didier! — Warten Sie einmal. Ein junger Mann dieſes Namens kam zuweilen in ein Haus, welches ich auch beſuchte. Es iſt ein ſehr hübſcher junger Mann — brünett, ſchlank gewachſen —«

»Ganz recht. Doch ſehen Sie, ſo eben grüßt er meine

Digitized by Google

Tochter. Kommen Sie an das andere Fenster, dann werden Sie den fraglichen jungen Mann sehen.«

Der Graf tritt mit Florentine an das andere Fenster, ohne daß Honorine es bemerkt, weil sie nur Augen für den Boulevard hat.

Es dauert nicht lange, so kommt Ernst Didier wieder vorbei und da er nicht ermangelt, den Kopf zu heben, um Honorine anzusehen, so kann der Graf von Germancey ihn ganz genau betrachten. Er sagt in gedämpftem Tone:

»Ja, er ist's — es ist der junge Mann, den ich meine.«

»Dann kennen Sie ihn also?«

»Allerdings nicht speciell, aber genug, um viel Gutes von ihm sprechen gehört zu haben.«

»Er hat für den Kaiser gefochten.«

»Glauben Sie, daß ich ihm dies verarge? Das wäre sehr ungerecht von mir.«

»Aber er hat nicht in den Dienst des Königs treten wollen.«

»Ein Beweis, daß er seinen Meinungen treu ist, was jetzt sehr selten vorkommt.«

»Dann, Herr Graf, glauben Sie —«

»Daß diese Liebe an keinen Unwürdigen verschwendet sein würde. Uebrigens werde ich mich noch näher erkundigen. Aeußern sie jetzt kein Wort davon. In einigen Tagen werde ich ganz genau wissen, woran wir uns in Bezug auf diesen jungen Mann zu halten haben.«

Der Graf von Germancey nähert sich sofort seiner Pathe, faßt sie am Kinn, küßt sie auf die Stirn und sagt bei sich selbst:

Digitized by Google

»Unſer verliebter junger Mann wird das mit Schrecken bemerken und trotz meines grauen Haares mich für einen Nebenbuhler halten.«

Honorine wird durch die Liebkoſungen ihres Pathen ganz verlegen gemacht und er ſagt zu ihr:

»Was fehlt Dir, mein Kind?«

»Mir? — durchaus nichts, Herr Pathe.«

»Du ſiehſt heute weniger heiter aus als gewöhnlich.«

»Ich verſichere Ihnen aber, daß Sie ſich irren.«

»Du haſt rothe Augen. Das macht, weil Du am Fenſter ſitzeſt. Wahrſcheinlich haſt Du Dich durch den Luftzug erkältet.«

»O nein. Ich kann hier zu meiner Arbeit beſſer ſehen.«

Der Graf ſieht Florentine lächelnd an und entfernt ſich.

Ernſt verſchwindet auch, als er ſieht, daß ein Herr die ſchöne Honorine vertraulich küßt, und dieſe iſt untröſtlich, als ſie den ſchönen jungen Mann nicht mehr ſieht. Sie ſagt bei ſich ſelbſt: »Er hat geſehen, daß ich geküßt ward, und nun iſt er fort. Was wird er denken! Mein Gott, ich konnte doch nicht zum Fenſter hinaus ihm zurufen: Es iſt mein Pathe! es iſt blos mein Pathe!«

Einige Tage ſpäter findet der Graf ſich wieder bei Florentine ein. Er nimmt ſie auf die Seite und ſagt zu ihr:

»Ich habe mich erkundigt. Der junge Mann iſt brav und redlich, und von ſehr ehrenwerther Familie. Seine Eltern hat er frühzeitig verloren. Er hat ſechzehnhundert Livres Renten — dies iſt Alles, was ſein Vater ihm hinterlaſſen hat. Damit lebt er, ohne Schulden zu machen, was eben

Digitized by Google

ſo viel Ordnungsliebe als Sparſamkeit verräth — Tugenden, welche bei jungen Leuten ſehr ſelten vorkommen.«

»Hat er Sie bei den Leuten, welche Ihnen Auskunft über ihn gegeben, wieder geſehen?«

»Nein, ſeitdem er liebt, kommt er faſt gar nicht mehr dorthin.«

»Sie glauben alſo, Herr Graf —«

»Daß Sie Ernſt Didier Zutritt geſtatten und ihn Ihrer Tochter den Hof machen laſſen können.«

»Ihm Zutritt geſtatten? Wie? Sie glauben —«

»Ich glaube, daß offene Beſuche unter den Augen einer Mutter, welche ihre Tochter niemals verläßt, weit beſſer ſind, als verſtohlene Blicke und Grüße durch's Fenſter. Sind Sie nicht auch meiner Meinung?«

»Allerdings, Herr Graf; aber meine Tochter iſt noch ſo jung.«

»Mein Himmel, ich ſage ja nicht, daß ſie jetzt ſchon heiraten ſoll. Wenn ſie ſiebzehn Jahre alt iſt, dann werden wir weiter ſehen; bis dahin kann es nichts ſchaden, wenn die jungen Leute einander kennen lernen. Von dem geringen Vermögen des jungen Mannes ſpreche ich nicht. Meine Pathe beſitzt jetzt ſchon ſechstauſend Livres Renten und allem Anſcheine nach wird ſie einmal meine Erbin ſein. Es iſt daher jedenfalls beſſer, ſie heiratet einen armen, aber rechtſchaffenen jungen Mann, als einen reichen Lüſtling oder Schurken.«

»Sie haben ſtets Recht, Herr Graf, aber dieſer junge Mann — wenn ich ihm erlauben ſoll, hierher zu kommen, ſo weiß ich nicht —«

Digitized by Google

»Seien Sie unbeſorgt; dies iſt meine Sache. Geht er oft auf dem Boulevard ſpazieren?«

»Ja wohl, fortwährend.«

»Nun, dann iſt es gut. Nehmen Sie Ihren Shawl um, ſetzen Sie Ihren Hut auf und ſagen Sie Honorine, daß ſie dasſelbe thue. Wir wollen hinuntergehen, und auch ein wenig promeniren.«

Florentine iſt ſehr bald bereit, Honorine ſcheint ein wenig unruhig zu werden, als ſie hört, daß ſie mit ihrer Mutter und ihrem Pathen ausgehen ſoll. Dennoch gehorcht ſie und ſetzt ihren Hut auf, während ſie zugleich einen Blick durch's Fenſter wirft, denn ſie hat ſo eben Ernſt vorbeigehen ſehen.

Die Damen ſind mit ihren Zurüſtungen fertig. Man geht hinunter und der Graf ſagt:

»Wir wollen auf die andere Seite des Boulevard hinübergehen, denn ſie iſt weit amüſanter als dieſe.«

Man geht hinüber. Der Graf von Germancey gibt der Mutter und der Tochter den Arm.

Letztere zittert. Sie bedenkt, daß ihr junger Offizier, wenn er ſie am Arme eines Herrn ſieht, wieder auf allerlei Vermuthungen kommen wird. Sie wünſcht beinahe ihm nicht zu begegnen, aber trotzdem ſuchen ihre Blicke ihn fortwährend.

Man hat noch nicht hundert Schritte zurückgelegt, als man ſich plötzlich Ernſt gegenüber ſieht, welcher die beiden Damen ehrerbietig grüßt und vorbeigehen will, als der Graf ausruft:

»Ei, wenn ich nicht irre, ſo iſt dies Herr Ernſt Didier!«

Digitized by Google

Als der junge Mann seinen Namen nennen hört, bleibt er stehen, sieht den Grafen an, besinnt sich und sagt dann:

»Ja, in der That, ich habe die Ehre, Sie zu kennen, mein Herr — ich habe Sie gesehen —«

»Bei Herrn Grandpré.«

»Ah, ganz recht! Ich bitte um Verzeihung, Sie sind der Herr Graf von Germancey.«

»Ganz derselbe. Kennen Sie diese Damen?«

»Ich habe allerdings das Vergnügen gehabt, im Theater neben Madame und Mademoiselle zu sitzen — aber ich —«

»Wohlan, Herr Didier, es ist meine Pathe, die Sie hier sehen. Nicht wahr, ich habe eine hübsche Pathe? Sie ist ihrer Mutter nachgeartet.«

Das Gesicht des jungen Mannes gewinnt sofort einen strahlenden Ausdruck, als er hört, daß der Graf der Pathe der jungen Dame ist, die er liebt.

Was Honorine betrifft, so ist diese, seitdem der Graf mit Ernst gesprochen, seitdem sie weiß, daß er sie kennt, so hoch erfreut, daß sie sich nicht mehr ruhig auf den Füßen halten kann, sondern am Arme ihres Pathen einherhüpft, welcher zu ihr sagt:

»Was ist Dir denn plötzlich, liebes Kind? Ich soll wohl mit Dir tanzen?«

»Verzeihen Sie, Herr Graf; ich glaube, ich muß eine Ameise im Schuhe haben.«

»Meine liebe Florentine,« sagt der Graf, »ich stelle Ihnen Herrn Ernst Didier als einen jungen Mann vor, von welchem man mir viel Gutes gesagt hat.«

»Sie sind zu gütig, Herr Graf,« sagt der junge Offizier; »ich verdiene nicht —«

»Das Gute, welches man von Ihnen spricht? Ich für meine Person glaube aber, daß Sie es verdienen. Uebrigens, da Sie diese Damen schon ein wenig kennen, so werde ich Sie bei denselben einführen, damit Sie die Bekanntschaft vollständig machen können.«

Digitized by Google

»Ach, Herr Graf, zu welchem Dank verpflichten Sie mich! — Wenn Madame mir gütigst erlauben will — «

»Mit Vergnügen, mein Herr.«

»Ich glaube, meine Pathe hat nicht Ameisen, sondern Queckſilber in den Schuhen; ſie kann nicht einen Augenblick ruhig ſtehen. Wir wollen daher unſern Spaziergang fortſetzen. Hier, Herr Didier, iſt meine Karte. Holen Sie mich morgen um zwei Uhr ab, dann wollen wir gemeinſchaftlich dieſen Damen unſern Beſuch machen.«

»Ich werde nicht verfehlen mich einzuſtellen, Herr Graf.«

Der junge Mann verneigt ſich und entfernt ſich ganz freudig. Honorine fährt ihrerſeits fort, am Arme ihres Pathen einherzuhüpfen, welcher leiſe zu Florentine ſagt:

»Wie ſie ſich freut!«

Und Florentine ſeufzt und murmelt:

»Sie liebt ihn alſo ſchon ſehr.«

Am nächſtfolgenden Tage findet Ernſt ſich genau zu der ihm beſtimmten Stunde ein und der Graf führt ihn zu Florentine. Auf dieſe Weiſe ſieht der junge Mann ſich bei der Perſon, die er liebt, eingeführt. Er kann ſie nun ſehen und ſprechen.

Während er aber die Liebe, die er für Honorine empfindet, durchaus nicht zu verhehlen ſucht, iſt er gegen ſie ſo ehrerbietig und ſeine Haltung iſt dieſen Damen gegenüber ſtets ſo würdig, daß der Graf zu Florentine ſagt:

»Bereuen Sie jetzt, dieſem jungen Mann Zutritt geſtattet zu haben?«

»O durchaus nicht,« antwortet Florentine, »und ich fange auch an zu glauben, daß meine Tochter, glücklicher als ihre Mutter, ihre Liebe keinem Unwürdigen ſchenkt.«

Honorine ihrerſeits zeigt ſich gegen ihre Mutter noch liebreicher und zuvorkommender als vorher. Das Glück ſtrahlt in ihren Augen. Glückliche Liebe macht ſo liebenswürdig, ſo gut — ausgenommen wenn das Gemüth verdorben iſt.

Digitized by Google

Eines Tages aber sagt Florentine, als sie bemerkt, daß ihre Tochter sehr aufmerksam durch das Fenster schaut:

»Geht vielleicht unser junger Freund, Herr Didier, jetzt auf dem Boulevard vorbei?«

»Nein, Mama, dieser ist es nicht.«

»Nun, wen betrachtest Du denn sonst so eifrig?«

»Es ist ein Herr, Mama, der seit einiger Zeit oft vor unsern Fenstern vorbeipassirt. Er fiel mir auf, weil ich, als ich einmal nach Herrn Ernst ausschaute, welcher versprochen hatte, uns zu besuchen und nicht kam, einen Herrn in einer Calesche bemerkte, die er beinahe gerade gegenüber hatte Halt machen lassen. Er schaute unverwandt hierher und ich sah ganz deutlich, daß er einen andern Mann, der neben ihm im Wagen saß, auf mich aufmerksam machte. Dieser andere Mann schien eine große Aehnlichkeit mit dem häßlichen alten Herrn zu haben, mit welchem Ernst — ich wollte sagen Herr Ernst — im Theater in Streit gerieth. Seit diesem Tage habe ich den ersteren Herrn mehrmals in seiner Calesche vorbeifahren sehen, und allemal dreht er sich herum und sieht nach unsern Fenstern herauf.«

»Wie sieht denn dieser Mann aus?«

»Er trägt sich sehr fein und elegant. Sein Wagen ist sehr schön, sein Kutscher trägt Livrée. Uebrigens muß dieser Mann schon alt sein, denn er hat beinahe weißes Haar und dennoch ist sein Gesicht nicht alt. Er hat Augen, welche blitzen und funkeln, und eine große Narbe auf der Wange.«

»Und es macht Dir Vergnügen, diesen Mann anzusehen.«

»O nein, er flößt mir vielmehr Furcht ein. Es sah aus, als ob er mir zulächelte.«

»Das ist eigenthümlich. Du mußt mir diesen Herrn zeigen. Ist er schon vorbei?«

»Ja, er hat seinen Wagen vor dem Theater Gaité Halt machen lassen und ist dann hineingegangen, ohne

*

Digitized by Google

Zweifel, um eine Loge zu miethen. Er wird jedenfalls wieder herauskommen, denn sein Wagen wartet.«

Florentine eilt, sich an das Fenster zu stellen. Sie fühlt sich ganz unruhig und aufgeregt.

Es dauert nicht lange, so sagt Honorine:

»Sieh', Mama, da ist er — er kommt aus dem Theater — er steigt wieder in den Wagen.«

Der sich so nennende Baron von Sternitz hatte in der That eine Prosceniumsloge gemiethet.

Florentine betrachtet ihn aufmerksam. Das grauweiße Haar, die große Narbe gestattet ihr nicht, ihren Verführer zu erkennen. In dem Augenblick aber, wo er in den Wagen steigt, richtet er den Kopf empor, um zu sehen, ob Honorine noch am Fenster ist. Als er aber Florentine neben ihrer Tochter erblickt, wirft er sich rasch in den Wagen zurück, der sofort davonrollt.

Dennoch hat Florentine Zeit gehabt, den Blick zu bemerken, welchen der elegante Herr auf ihre Tochter geworfen, und sie wird davon höchlich betroffen. Es kommt ihr vor, als könnte dieser Blick nur Francisque angehören; bald aber tritt dieser Gedanke in den Hintergrund und sie sagt bei sich selbst:

»Nein, er ist's nicht — er ist ja noch jung — und diese Equipage, diese Livrée. Es war thöricht von mir, zu glauben, daß er es sei. Meinem Gönner, dem Grafen, darf ich nichts davon sagen. Er würde mich auslachen.«

Ende des ersten Theiles.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.